

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedöhl.

44. Jahrgang. Heft 5. Mai 1902.

53. Band.

Abonnements werden entgegengenommen von der Expedition der Baltischen
Monatschrift in Riga, gr. Jakobstr. 30.

Inseraten-Aannahme: Adolf Richter, Riga, gr. Neustr. 28.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.

Riga.

Verlag der Baltischen Monatschrift.

Große Jakobstraße Nr. 30.

Ausgegeben am 2. Mai 1902.

Briefe und Beiträge sind zu richten an die Redaktion der „Baltischen Monatschrift“ in Riga, große Jakobstraße 30, oder an den Herrn K. v. Stern in Jurjew (Dorpat) Duappenstraße 2.

I n h a l t.

	Seite.
Baltische Kunstzustände 1775—1825. Von Dr. W. Neumann	281
Karlsfage und Nolandslieb. Von Boldemar Masing	299
Das erste Jahrzehnt der Universität Dorpat. Aus den Memoiren des Professors J. W. Krause. (Fortsetzung).	330
Litterärisches (Bergengrün, David Hansemann. — August Seraphim, Luise Charlotte, Herzogin von Kurland. — Bezold, Schattenrisse aus Revals Vergangenheit. — Gernet, die Universität Dorpat. — Vischer, Shakespeare-Vorträge, 4. Band. — Baechtold, Kleine Schriften. — Hilty, Für schlaflose Nächte. — Fick, Die Armenis. — Castle, Lenau. — Rohm, Schillers Braut von Messina. — v. Schwarzkoppen, Gedichte.)	347
Notizen	359
* * *	
Baltische Chronik. Vom 1. bis zum 21. Januar 1902. Redigirt von G. B.	

Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich:
Herausgeber und Redakteur H. v. Lidebühl. Mitherausgeber K. v. Stern.

Дозволено цензурою. — Рига, 30 Апрелья 1902.
Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.

Baltische Kunstzustände 1775 bis 1825.

Von Dr. W. Neumann.

Zu den interessantesten Kapiteln aus der baltischen Kunstgeschichte gehört das die Zeit der letzten 25 Jahre des 18. und der ersten 25 Jahre des 19. Jahrhunderts umfassende. Dieser Ausspruch mag etwas unwahrscheinlich klingen, denn was wir im Allgemeinen schnellen Blicks als Kunstserzeugnisse jener Zeit erkennen und um uns sehen, trägt vielfach nicht den Stempel eines höheren künstlerischen Vermögens. Für unsere Heimat aber bedeutet diese Zeit einen Kunstfrühling, einen Frühling zwar, dem kein Sommer folgte, sondern ein rauher Herbst, der die Mehrzahl der jungen Triebe schnell wieder verdorren machte.

Die Schrecknisse des nordischen Krieges waren allmählich verwunden; man hatte nicht nur begonnen, sich an das neue Regiment zu gewöhnen, man war sogar auf dem besten Wege, ihm Zuneigung entgegenzubringen, da es im Großen und Ganzen wenigstens die Eigentümlichkeiten des Landes schonte. Die Segnungen des Friedens übten ihre Macht. Das geistige Livland beginnt aufs neue regen Anteil an den litterarischen Bewegungen des Stammlandes zu nehmen, und auch die Kunst zieht wieder ins Land ein.

Von Dresden war eine neue Bewegung ausgegangen. Die hier von Johann Joachim Winckelmann verkündete Lehre, die den Satz verfocht, daß die Rückkehr zu wahrer Kunst nur durch die Nachahmung der Antike zu erreichen sei, wogte in mächtiger Strömung durch Deutschland und warf ihre Wellen auch an den livländischen Strand.

Vom Studium der Philosophie, der Medizin und der Mathematik war Winckelmann zum Studium der griechischen Klassiker

gekommen und durch ſie zum Studium der klaffiſchen Kunſt. Er war der Erſte, der ungetrübten Blicks die Schöpfungen des Altertums betrachtete und ihre Erhabenheit und Würde in einer der Höhe ſeiner Materie entſprechenden Form zu ſprachlichem Ausdruck brachte. „Indem er uns aber die Kunſt des Altertums auslegte, ſagt Goethe von ihm, wurde er einer der erſten, welche die deutſche Sprache mit Würde redeten. Deutſchland iſt arm an muſterhaften Proſaikern: Winkelmann ragt unter den Wenigen hervor.“ Neben Winkelmann, dem Kunſtgelehrten, ſteht Adam Friedrich Deſer, der Künſtler. Als Maler wäre Deſer ohne Bedeutung geblieben, weil er ſich, wie Juſti bemerkt, „bei ſeinem Ueberfluß an Gedanken und Motiven, wie kaum je ein Künſtler, eine naivere Vernachläſſigung deſſen erlaubte, was dem Gedanken Körper giebt. Als Lehrer aber hat er Bedeutendes erreicht und durch dieſe Gabe allein iſt er unſterblich geworden. Wer würde noch etwas von Deſer wiſſen, wenn ſein Name nicht in der Jugendgeſchichte großer Deutſchen geſchrieben ſtände, die er das Glück hatte in die Kunſt einzuweißen! Das muß kein gewöhnlicher Menſch geweſen ſein, von deſſen Lehren Goethe mit Enthuſiasmus ſpricht, dem Seume Verſe voll der wärmſten Verehrung nachſendet, von deſſen Kunſtgedanken und Kunſtgrillen Winkelmanns erſte Schrift ganz angefüllt war.“ Und in welcher Verehrung ſahen auch unſere Leute zu ihm und Winkelmann auf!

Zu Winkelmann war allerdings nur Reinhold Friedrich v. Berg, der ſpättere Landrat, in intimere Beziehungen getreten. Er hatte ſeine Bekanntschaft in Rom gemacht und Winkelmann, der ſonſt Fremden gegenüber eher zurückhaltend als zuvorkommend war, brachte dem jungen Siviländer die wärmſte Freundschaft entgegen. Es ſpricht dieſes Freundschaftsverhältniß zugleich für Bergs geiſtige Bedeutung; denn Winkelmann haſte den großen Schwarm der Touriſten, die alljährlich nach Rom kamen und verurteilt ſie gelegentlich in den ſchärfften Ausdrücken: „Es iſt ein Jammer, ſchreibt er 1762, anzusehen, was für Leute man hierher ſendet . . . die mehrſten haben keinen eigentlichen Entzweck und fangen in Rom an wie einer, der ſich an eine mit unzählbaren Speiſen überladene Tafel ſetzt, von allem eſſen will und durch den Anblick der Menge ſelbſt faſt einen Ekſel bekommt. . . Alle Kavaliere kommen als Narren hierher und gehen als Ekſel wieder weg.“

In Berg aber ist er geradezu verliebt. Er arbeitet ihm einen Führer durch die Kunstschatze Roms aus und widmet ihm seine Schrift „von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst“; er schreibt ihm von überschwänglichen Freundschaftsver sicherungen triefende Briefe und ist unglücklich, wenn sie von Berg nicht sofort beantwortet werden. Als dieser auf seiner Reise nach Paris in Avignon einen Unfall erlebt hatte, wodurch er längere Zeit an das Lager gefesselt wurde und Winkelmann, ungeduldig auf Briefe wartend, an Bergs Freundschaft zu zweifeln beginnt, beruhigt ihn dieser endlich, indem er ihm schreibt: „Sie müssen mich für keinen barbarischen oder flüchtig denkenden Russen halten. Zivilländer sind schon von langer Zeit für ehrliche und aufrichtige Leute bekannt, und ob wir gleich unter der Gewalt der Russen stehen, so ist die Gewalt doch noch nicht bis auf unsere Herzen gegangen. . .“ Winkelmann ist von der Treue seines jungen Freundes wieder überzeugt, und als dieser im Mai 1767 seine Hochzeit feiert, sendet er ihm aus Rom ein in den herzlichsten Ausdrücken abgefaßtes Glückwunschs schreiben. — Die Erwerbung der ansehnlichen Kunstsammlung, die Berg von seinen Reisen heimbrachte und auf seinem Gute Kadfer aufstellte, war zum größten Teil unter dem Beirath seines kunstgelehrten Freundes geschehen.

Winkelmanns Erstlingschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“ u. s. w. fand zunächst in den Kreisen der Gelehrten ihren Wiederhall. Lessing beantwortete sie in geistreichster Weise in seinem „Laokoon“ und auch Goethe erklärte die Antike für das allein gültige Vorbild. Nur wenige wandten sich gegen Winkelmanns Ideen, unter diesen Klopstock und Herder. Aber wie ein Steinwurf in eine stille Wasserfläche weitere und weitere Kreise zieht, so wurde außer der Gelehrtenwelt auch die Künstlerwelt schließlich den Winkelmannschen Kunstanschauungen unterworfen, und der Künstler, dem die Mission zufiel, die Worte des Gelehrten in die Praxis zu übersetzen, war Anton Raphael Mengs. Winkelmann feiert ihn als den deutschen Raffael, der als ein Phönix aus der Asche des ersten Raffael erweckt worden sei, um der Welt in der Kunst die Schönheit zu zeigen. Es sind das die begeisterten Worte des Lehrers, der sich darüber freut, daß seine Anregungen bei dem Schüler auf fruchtbaren Boden

gefallen sind. Mengs hat zwar keine Schule im eigentlichen Sinne des Wortes gemacht, denn dazu war er zu sehr Nachahmer, wenn ihn auch ein großer Schwarm von Schülern umgab und ihn begleitete, sobald er in Rom zum Kapitol hinanschritt, um dort die *academia del nudo* zu halten; aber seine Mission erfüllte er dadurch, daß er der Historienmalerei einen neuen Aufschwung gab, obgleich er auch in ihr nicht als der frei aus dem Innern heraus-schaffende Künstler erscheint, sondern als der Amanuensis eines Gelehrten, wie Richard Muther ihn bezeichnet.

Die Porträtmalerei fand in Anton Raffi ihren geistvollsten Vertreter, der „scharf in der Beobachtung des geistigen Kerns der Persönlichkeit, schlicht bürgerlich, aber geschmackvoll in der äußern Auffassung und Anordnung“ seine Bildnisse malte.

In der Landschaftsmalerei gewinnt das Studium der Natur wieder an Boden, und wenn auch der Kanon des Claude Lorrain noch nicht völlig aufgegeben wird, selbst die herrschende Manier noch längere Zeit beibehalten bleibt, so wird doch zunächst durch die Schweizer Künstler und dann von England her auch in sie ein neuer Hauch hineingetragen, der sie zur Natur zurückführt.

Einen bedeutenden Aufschwung erlebte die Kupferstecherkunst unter dem Einflusse Frankreichs. Die Gediegenheit der französischen Technik wird von deutschen Meistern mit Eifer studirt, und eine namhafte Reihe hervorragender Künstler bringt den deutschen Kupferstich zu einer neuen Blüte. An ihrer Spitze stehen Daniel Chodowiecki, der Illustrator der deutschen Klassiker und des kleinbürgerlichen Lebens und Friedrich Hauke, der für die Verbreitung der Raffischen Gelehrtenporträts durch seinen Stichel sorgt.

Das wäre in eng umschriebenem Rahmen eine Schilderung der Kunstbewegungen in Deutschland während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die auf das Leben unserer Heimat zurückwirkend, auch hier freundliche Blüten treiben. Wenn auch nicht viel früher, so doch intensiver als Liv- und Estland wird zunächst Kurland von diesen Bewegungen berührt, das in seinen beiden letzten Herzögen aus dem Hause Biron zwar keine bedeutenden Regenten, aber doch zwei für Kunst empfängliche Männer sah. Obgleich das „Gottesländchen“ häufig genug von den politischen Zwistigkeiten zwischen Adel und Thron wiederhallte und das Herzogtum unter polnischer Lehnshegemonie einer politischen Selbst-

ständigkeit und Bedeutung entbehrte, so bot sein Fürstenthof dennoch der Kunst und den Wissenschaften eine bescheidene Stätte. Schon vor seiner Ermählung hatte Herzog Ernst in Ruhenthal den Bau eines großen Schlosses unternommen, zu dem der Grundstein am 24. Mai 1736 gelegt worden war. Zwei Jahre später unternahm er den Bau des herzoglichen Schlosses in Mitau, das an die Stelle der alten Ordensburg und eines kleineren, von Gotthard Kettler errichteten Wohnhauses trat. Am 14. Mai 1738 wurde zu ihm der Grundstein gelegt. — Herzog Ernst lebte als allmächtiger Günstling der Kaiserin Anna größtenteils am Petersburger Hofe, wo vorzugsweise italienische und französische Künstler beschäftigt wurden. Es lag daher nahe, daß auch er zu seinen Bauten in Kurland Petersburger Künstler berief. Als Architekt der herzoglichen Schlösser fungirte der Conte Bartolomeo Francesco Kastrelli, ein Sohn des Bildhauers Carlo Kastrelli. Carlo war im Jahre 1715 mit seinem damals schon erwachsenen Sohne durch den Agenten des Kaisers Peter I., Jean Lefort, nach Petersburg berufen worden, wo er hauptsächlich für die Ausschmückung des Sommergartens thätig war. Bartolomeo Francesco wurde um 1695 in Venedig geboren, kam aber mit seinem Vater um 1700 nach Paris, wo dieser die Skulpturen am Grabmal des Marquis Simon Arnauld de Pomponne in der Kirche zu St. Mery ausführte. Mochte der junge Kastrelli anfangs von seinem Vater in der Kunst unterwiesen worden sein, so verdankt er seine Ausbildung als Baumeister jedenfalls einem Meister, der die für die französische Baukunst jener Zeit so bedeutenden Wandlungen, wie sie in den Entwürfen zum Ausbau des Louvre gipfelten, an sich erfahren hatte. Möglich auch, daß später in Petersburg sein Landsmann Minchetti, der Architekt Peters I., noch sein Lehrer wurde, oder doch einen Einfluß auf ihn ausübte. Seine Herkunft von der französischen Schule beweist nicht nur der Grundriß des Mitauer Schlosses, dessen drei Flügel sich um den nach einer Seite hin offenen Mittelhof gruppiren, sondern auch die Fünfteilung der Fassaden und das den französischen Bauten eigenthümliche Pavillonssystem. In seiner architektonischen Formgebung dagegen spiegelt sich die Schule seines einst so gefeierten Landsmannes Bernini wieder. Auch die für den französischen Schloßbau so charakteristischen Mansardendächer bestanden hier, sie wurden aber unter dem

Gouverneur v. Hahn abgetragen und durch die unschönen flachen Dächer ersetzt.

Von 1736 bis 1740 lebte Rastrelli in Mitau als Oberleiter der herzoglichen Bauten, die in demselben Jahre durch die Verbannung des Herzogs nach Sibirien jäh unterbrochen wurden. Erst als nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth des Herzogs Rückberufung erfolgt war, wurden sie mit Eifer wieder aufgenommen und auch Rastrelli trat als Hofarchitekt wieder in den herzoglichen Dienst. Sein zweiter Aufenthalt in Mitau währte von 1764 bis 1768. Er starb, nachdem er von Mitau aus noch eine Reise nach Italien unternommen hatte, im Jahre 1771 in Petersburg.

Wie der Architekt waren auch die übrigen bedeutenderen Künstler, die Herzog Ernst bei seinen Bauten beschäftigte, Italiener. Die Ausstattung der Haupträume durch Deckenmalereien und Stuckportalen übertrug er den Malern Graf Pietro Rotari und Francesco Fontebasso. Rotari, der wohl am meisten durch seine immer wieder kopirte hüßende Magdalene in der Dresdener Galerie bekannt geworden ist, war 1756 an den Petersburger Hof gekommen; über den Venetianer Fontebasso sind nur geringe Nachrichten vorhanden. Er war ein Schüler Riccis und hat sich durch mehrere s. B. geschätzte Historienbilder und einige radirte Blätter bekannt gemacht. Bedauerlicher Weise haben sich von den Arbeiten dieser Künstler im Mitauer Schlosse keine Spuren erhalten. Wohin ihre Werke gekommen sind, weiß heute Niemand zu berichten. Die Bauarbeiten wurden zum größten Theil durch Petersburger Werkleute zur Ausführung gebracht. Herzog Ernst sollte sich des Genußes seiner Schöpfung nicht lange erfreuen; er konnte erst kurz vor seinem Tode das Schloß beziehen.

Die Baulust des Vaters vererbte sich auf seinen Sohn und Nachfolger, den Herzog Peter, doch sind es jetzt fast nur deutsche Künstler, die am Hofe Beschäftigung finden. Bald nach seinem Regierungsantritt unternahm er den Neubau des kleinen einst so reizenden Lustschlößchens zu Schwethof bei Mitau, des furländischen Trianon, das heute allerdings durch den Niederbruch der einstöckigen Seitenflügel und durch die gräßliche Verwüstung der übrigen Teile nur noch eine traurige Ruine ist. Die großzügige Architektur des erhaltenen Mittelbaues mit seinem niedrigen

rustizirten Untergeschoß und dem durch römische Pilaster ausgezeichneten Obergeschoß zeigt den Einfluß der strengeren palladianischen Schule und läßt vermuten, daß wir hier, wie in dem Bau des Petrinischen Gymnasiums in Mitau, ein Werk des herzoglichen Hofbaumeisters Severin Jensen vor uns haben. Im Parterre des linken Flügels lagen die herzoglichen Wohnzimmer, im rechten Flügel war eine Orangerie eingerichtet. Die rückwärts gelegenen Räume dienten zur Aufnahme einer Gemäldesammlung. Im Hauptgeschoß des Mittelbaues befand sich ein ovaler Tanzsaal, ein Meisterwerk des norddeutschen Rokokostils. Die Ecken des Saales erweiterten sich zu kleinen halbrunden Nischen, die unterhalb der Saaldecke muschelförmig abschlossen und an der Innenwand zu kleinen Logen ausgebildet waren. Unter diesen Logen standen zierliche runde Defen. Die Wandflächen überzog ein Leistenwerk mit reichen Stuckornamenten, worin sich Jagdembleme mit solchen der Gärtnerei, des Fischfangs, der Musik u. a. und einer Fülle von naturalistisch gehaltenen Blumen in angenehmer Zeichnung verbanden. An der Decke wiederholten sich die elliptischen Formen des Raumgrundrisses, verbunden mit zierlichster Ornamentation. Sämmtliche Stuckdekorationen waren vergoldet, an den Wänden auf weißem, am Plafond auf bläulichem Grunde. Außer diesem Hauptraume enthielt das Obergeschoß einen Borsaal und das Treppenhaus.

Auch das Schloßchen zu Würzau bei Mitau baute der Herzog aus. Schon Gotthard Kettler hatte sich hier eine kleine Sommerresidenz errichtet, die Herzog Peter vergrößern und zu einem Kavalleriehaufe umgestalten ließ. Ein kleines anspruchsloses Wohnhaus, das die Herzogin Anna für sich hatte aufführen lassen, ließ schon Herzog Ernst durch zwei Flügel vergrößern und Herzog Peter fügte dem Hause einen turmartigen Mittelbau hinzu, wobei auch das Innere völlig verändert wurde. Von Interesse ist die Dekoration des Tanzsaales. Der Fensterwand entsprechend ist die Mittelwand durch eine gemalte Pilasterstellung gegliedert und in den den Fenstern gegenüberliegenden Feldern mit Landschaftsbildern geschmückt, die den Eindruck hervorrufen sollten, als sähe man auch von dieser Seite in die das Schloß umgebende Parklandschaft. Den Fries des Hauptgesimses zierten tanzende Figuren in allen nur erdenklichen Stellungen, angeblich eine eigenhändige Arbeit

des Herzogs. Daß er tüchtige Kenntnisse in der Malerei besessen habe, wird berichtet.

Das vornehmste Bauunternehmen Peters aber bleibt das akademische Gymnasium in Mitau. Es ist ein breit sich hinlagernder zweigeschossiger Bau mit einem sechs säuligen Mittelrisalit, in dem das beliebte Triumphbogenmotiv in schöner Form zum Ausdruck gebracht ist. Ueber der hohen Attika des Mittelbaues erhebt sich ein turmartiger Bau, dessen Hauptgesims von Dreiviertelsäulen getragen wird. Der obere achteckige hölzerne Aufbau mit Kuppeldach stammt aus späterer Zeit. Der Schöpfer dieses völlig palladianisch empfundenen Bauwerks ist der schon genannte herzogliche Hofarchitekt Severin Jensen, ein Däne, von dem wir leider nur wissen, daß er seine Ausbildung zum Teil in Italien empfangen habe, daß er 1772 in die Dienste des Herzogs getreten sei und 1773 den Bau des Gymnasiums zum Teil auf den Fundamenten eines abgetragenen herzoglichen Schlosses begann. Er blieb auch, nachdem Kurland unter russische Herrschaft getreten war, in Mitau und stand bis zum Jahre 1803 als Gouvernementsarchitekt in russischen Diensten. In demselben Jahre ging er nach Italien und soll in Neapel an dem berühmten Casertapalaste beschäftigt gewesen sein.

Einen interessanten Bericht über die geistigen und künstlerischen Zustände in Mitau zur Zeit des Herzogs Peter bietet uns der Berliner Akademiker Johann Bernoulli in der Beschreibung seiner Reise, die er in den Jahren 1777 und 1778 durch Preußen, Kurland, Livland und Rußland unternahm. Er kam etwa zwei Jahre nach der Eröffnung des Gymnasiums nach Mitau und trat zunächst dem Kreise der Gelehrten näher, die zum größten Teil auf die Empfehlung des berühmten Philosophen Sulzer als Lehrkräfte für das neue Institut gewonnen worden waren. Der Professor Ferber, an den er empfohlen war, macht seinen Führer, und gewissenhaft verzeichnet Bernoulli alles, was ihm Bemerkenswertes entgegentritt. In der Freimaurerloge, die sich im Hause des Buchhändlers Hinz befindet, sieht er eine Anzahl Bildnisse, darunter das der „Karschin“, der vielgerühmten Dichterin Anna Louise Karisch; in der Bibliothek mehrere gute Gypsabgüsse. Beim Hofrat Schwander findet er drei Originalarbeiten Dürers, zwei Landschaften des Mart van der Meer und viele gute italienische Stücke;

beim Hofgerichtsrat Tesch eine Sammlung von 60 Tierstücken des Malers Samuel Beck (ein Erfurter und Lehrer des Tiermalers Baumann), mehrere gute Kopien nach Rembrandt, Wouverman und van Dyck. Auch der Landmarschall Baron Medem kann seinem Gast eine Reihe guter Bilder zeigen. Sein höchstes Interesse aber erregt die herzogliche Sammlung in Schwethof, wo er Werke von Tizian, Palma il vecchio, Ricci, Salvator Rosa, Molinari, Cignani u. a. sieht. Einzelne Bilder bezeichnet er näher, wie eine Venus von Tizian; einen demselben Meister zugeschriebenen Amor, der einen Bogen schneidet, läßt er dagegen nicht als Tizians Arbeit gelten. Auf dem Bilde einer Danae, das dem Correggio zugeschrieben ist, entdeckt er die Bezeichnung „S. Goltz. 1601“ und erkennt aus der Malerei den Holländer Hendrik Goltzius. Es muß dieses Bild zu den frühesten dieses Meisters gehört haben, der sich erst in reiferen Jahren vom Kupferstechen der Malerei zuwandte. Ferner nennt er Schlachtenbilder von Jan van Hughtenburgh, eine Madonna von Cignani und Bilder, die der Herzog aus der Sammlung des Rats Herrn Behrens in Riga erworben hatte. Auch von den Bilderschätzen zu Ruhenthal und im herzoglichen Schloß weiß er zu berichten. Wohin mögen alle diese Schätze sich verirrt haben? Einiges mag nach des Herzogs Resignation in kurländischen Privatbesitz gekommen sein, das Beste aber vermutlich nach Sagan, das der Herzog 1786 gekauft hatte, und von hier wohl zum Teil durch Erbschaft in den Besitz der Herzöge von Talleyrand-Perigord. In Frankfurt a. M. wurde 1783 der Nachlaß einer Herzogin von Kurland versteigert, wahrscheinlich der der ersten Gemahlin Peters, einer Prinzessin von Waldeck, von der er sich 1772 hatte scheiden lassen. Aus dieser Nachlaßversteigerung gelangte eine große Zahl von Gemälden in den Besitz der Herzogin Henriette Amalie von Anhalt, deren Sammlung sich heute im Amalienstift in Dessau befindet, leider, wie hinzugefügt werden muß, in einem noch völlig ungeordneten Zustande. Es ist mir auch bei einem mehrtägigen Aufenthalt in Dessau im vorigen Jahre nicht möglich gewesen zu ermitteln, welche Stücke aus kurländischem Besitz stammen.

Von den Künstlern, die zur Zeit von Bernoullis Aufenthalt in Mitau und zum Teil am Hofe beschäftigt waren, wie der Porträtmaler Friedrich Hartmann, gen. Barisien, der Miniatur-

maler und Silhouetteur Peter Ernst Rockstuhl, der Maler Luigi Romandini, die Porträtmaler Ernst Gottlob aus Glogau, Leonhard Schorer aus Königsberg und Johann Gottlieb Becker, lernt er nur den Kupferstecher Samuel Rütner, den Bruder des Gymnasialprofessors der Philologie kennen, den er, wohl mehr aus Liebenswürdigkeit, als aus Ueberzeugung, einen „bedeutenden“ Schüler des genialen Friedrich Baufe nennt. Von Rütner giebt es einige gute Porträtstiche und zwei Stiche nach Gemälden von Gerard Dou, die sich in der herzoglichen Sammlung befanden. Auch zu dem Wappenbuch des kurländischen Adels hat er mehrere Platten gestochen; die übrigen sein Schüler Johann Gottfried Scheffner, der Sohn eines Mitauer Zimmermanns, der später als Professor am kölnischen Gymnasium in Berlin thätig war.

Aus der kleinen Mitauschen Künstlergesellschaft ragen als die bedeutenderen Barisien, Gottlob und Becker hervor. Barisien stammte aus Koburg, wo er 1724 als Sohn eines Schmiedemeisters geboren worden war, dessen Vater angeblich in Paris als königlicher Architekt thätig, eines Vergehens wegen von dort hatte fliehen müssen und sich als französischer Emigrant unter dem angenommenen Namen Parisius oder Barisien in Koburg niedergelassen hatte. Die sächsische Aussprache mag den Barisien in den Barisien verändert haben. Wo Barisien seine Ausbildung erhalten hat, läßt sich nicht nachweisen. Die im Katalog der Mitauer Gemäldeausstellung von 1894 nach den Angaben des Malers Julius Döring gemachte Mitteilung, er habe seine Studien auf der Dresdner Akademie gemacht, ist schon deshalb nicht stichhaltig, weil Barisien bereits 1750 nach Rußland kam und die Dresdner Akademie erst 1764 eröffnet wurde. 1767 kam er nach Riga und 1770 trat er als Hofmaler in die Dienste Peters, der damals noch als Erbprinz die Regierung führte. Die Zahl seiner Porträts ist recht bedeutend; mehrere von ihnen wurden von Joh. Friedr. Martin in Stockholm gestochen. Sie sind sehr ungleichwertig. Mit Vorliebe verwendet er leichte duftige Farben, und eine gewisse süßliche Grazie, die er den von ihm Dargestellten verleiht, kennzeichnet ihn als den echten Sohn des Rokoko. Zu seinen schönsten Porträts gehört das des Herzogs Peter, 1781 gemalt, im Besitze des Mitauer Gymnasiums. Die von ihm in drei Zimmern des Mitauer Schlosses ausgeführten Deckenmalereien sind 1859 einer

„Restauration“ zum Opfer gefallen. Zugeschrieben werden ihm mehrere Deckenmalereien in den ehemals herzoglichen Schlössern zu Ruhenthal und Friedrichslust. Er starb am 19. August 1796 in Mitau. Ernst Gottlob, ein Schüler Desers, hat sich nur vorübergehend in Mitau und Riga aufgehalten, ebenso J. G. Becker. Leonhard Schorer kam 1748 nach Kurland und ist in Mitau im Jahre 1777 gestorben. Außer diesen war auch Gottlieb Schiffner, ein Sachse und Schüler der Dresdener Akademie, längere Zeit in Mitau thätig. Von ihnen allen haben sich mehr oder weniger gut gemalte Porträts erhalten, von Schiffner auch einige Landschaften bei Graf Medem-Elley und Baron Lüdinghausen-Wolff-Jungfernhof.

Mit dem Ende der herzoglichen Regierung hörte in Mitau das regere Kunstleben auf. So eng die Verhältnisse gewesen waren, so hartnäckig die Kämpfe zwischen Adel und Herzogsthron gewesen sein mochten, ein Stück jener vom französischen Königshofe her alle deutschen Fürstenhöfe durchdringenden Leichtlebigkeit und Lebenslust zeigte sich dennoch auch hier am kleinen Mitauer Hoflager. Auch hier wechselten die Tage im Genuß, durch Kunst verschönt und ebenso wenig, wie jenseits der Vogesen sah man hier die Wolken sich drohend zusammenziehen, aus denen die Vernichtungsschläge auf das Ancien Régime fallen sollten. Ja, während dort schon die Rousseauschwärmerei beginnt und die Thränenstimmung die Gemüther beherrscht, die die Zeit der Schäferidyllen ablöst und schließlich in das bramarbasirende Römertum umschlägt, herrscht am Mitauer Hofe noch die bescheidene Nachblüte des Rokoko. Doch fast plötzlich bricht das Kunstleben ab, als mit dem Auftreten des neuen Regiments das kleine Herzogtum zur gouvernemental regierten Provinz wird, denn die Kunst war nur eine höfische gewesen. Das neue Regiment aber war nicht dazu angethan für die Weiterpflege der Kunst etwas zu leisten: es ließ sogar das verkommen und verwüsten, was von künstlerischer Bedeutung gewesen war.

Ganz anders gestalteten sich die Kunstzustände Livlands. Hier gab es keinen Fürstenhof, der ältere Kunsttraditionen zu pflegen und Neues zu schaffen vermocht hätte. Was hier an Kunst emporgeblüht war und noch emporblühte, wuchs aus der Mitte eines zähen thatkräftigen Bürgertums hervor, das, so oft und so schwer es auch unter den Drangsalen langdauernder Kriege zu

leiden gehabt hatte, dennoch kraftvoll und ungebeugten Muts den Kampf mit dem Dasein wieder aufnahm und über dem rührigen Schaffen für des Lebens nächste Bedürfnisse den Sinn für Höheres nicht verlor. Riga und nächst ihm Dorpat bilden die Mittelpunkte wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit. Reval, und Estland überhaupt, nimmt erst viel später an diesen Bestrebungen teil. Reval war seit seiner Verbindung mit Schweden immer mehr von seiner glänzenden Höhe, als reiche Hansestadt zu der Bedeutungslosigkeit einer Provinzialstadt herabgesunken und konnte die schweren Schläge, die ihm der nordische Krieg, Pest und andere Not versetzt hatten, nicht so schnell verwinden, als Riga es vermocht hatte. In Riga hatten sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts die sozialen Zustände schon wieder einigermaßen gefestigt und sich ein Kreis von wissenschaftlich hoch gebildeten Männern zusammengefunden, in dessen Mitte die Gestalten eines Johann Christoph Behrens, eines Hartknoch und Herder aufragten.

Das allmähliche Wiederaufblühen der Stadt bekundet sich aber am deutlichsten in der baukünstlerischen Thätigkeit, die hier um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Bau des neuen Rathhauses beginnt. Zugleich aber beweist dieses Bauunternehmen, wie schwer die Not auf Stadt und Land auch jetzt noch lagerte, denn es kostete die äußersten Anstrengungen, um die Mittel zum Bau aufzubringen. Nur durch die opferwillige Beihilfe der Bürgerschaft wurde nach fünfzehnjähriger Thätigkeit die Vollendung des Gebäudes ermöglicht. Die heutige, etwas nüchtern erscheinende architektonische Ausbildung ist nicht die ursprüngliche. Das ehemals zweigeschossige Gebäude öffnete sich zum Markt hin mit einer Halle im Erdgeschoß, dem Börsensaal, zu dem eine lange Stufenreihe hinaufführte. Das hohe Mansardendach mit dem darüber aufragenden Mittelthurm gab ihm eine imposantere Gestalt und ließ erkennen, daß seinem Erbauer ähnliche deutsche Bauten, die vom Amsterdamer Rathhaus ihren Ausgang genommen haben, vorgezeichnet haben müssen. Ueber den Baumeister, den in russischen Diensten stehenden Ingenieur-Oberstlieutenant von Dettinger sind leider bisher keine weiteren Nachrichten ermittelt worden.

Die private Bauhätigkeit entwickelte sich schneller und erreichte besonders in den beiden letzten Decennien des 18. Jahr-

hundreds unter dem genialen Stadtbaumeister Christoph Haberlandt eine aner kennenswerte Höhe. Dieser, 1750 in Riga geboren, hat seine künstlerische Ausbildung zweifellos im Auslande erhalten und die von ihm hier erhaltenen Bauten lassen erkennen, daß er vornehmlich die Architekturen Dresdens und Berlins studirt haben muß und zwar, wie es den Anschein hat, diejenigen Bauten, die nach Schlüters Fortgang von Berlin dort und später auch in Dresden durch Jean de Both zur Ausführung kamen, der an die Stelle von Schlüters klassizirender Architektur die französisch-holländische Bauweise setzte, die auch den Haberlandtschen Bauten eigentümlich ist. Zu den schönsten von Haberlandt ausgeführten Privatgebäuden gehören das Wohnhaus des Konrad Heinrich v. Sengbusch, jetzt Ruthenberg, an der Großen Jungfernstraße und sein eignes Wohnhaus in der Schmiedestraße, das beim Bau des Hauses der Gesellschaft „Ulei“ mit diesem verschmolzen wurde. Die ihm zugeschriebene Peter-Paulskirche in der Zitadelle weicht von seiner Formensprache doch merklich ab und scheint nach fremden Plänen, auf die er nur wenig Einfluß hatte, von ihm errichtet zu sein; dagegen ist die kleine zierliche Rundkirche zu Kattlekahn bei Riga sein eigenstes Werk. Er starb 1803. Sein Gehilfe und Nachfolger war Joachim Daniel Gottfriedt aus Dömitz in Mecklenburg-Schwerin, der viel im Dienst der Krone thätig war, aber auch viele Privatgebäude ausführte, die jedoch schon den Stil des Empire zeigen.

In Dorpat bildet um diese Zeit das Rathhaus das vornehmste Bauunternehmen. In seiner Fassade ist das durch de Both beim japanischen Palais in Dresden zum ersten Male angewandte Eisenensystem in voller Geltung durchgeführt und macht dadurch die in Dresden erfolgte Schulung seines Schöpfers, des Baumeisters Joh. Heinr. Walther, wahrscheinlich.

Die monumentale Malerei, die doch in den herzoglichen Schlössern Kurlands noch einige Blüten getrieben hatte, fehlt in Riga. Nicht ohne Grund. Das öffentliche Bauwesen blieb beschränkt; das Bedürfniß nach größeren monumentalen Bauwerken, denen die Malerei zu vollendetem Schmuck hätte dienen können, war einfach nicht vorhanden. Für den Kirchenbau hatte der Katholizismus zur Genüge gesorgt und ein Bedürfniß nach Neubauten war daher auch hier nicht fühlbar. Auch ließ die herr-

schende kirchliche Anschauung, von dem Altarbilde abgesehen, eine weitere malerische Ausschmückung garnicht zu. Zudem galt das kalte Weiß als klassisch und was sich aus früheren farbenfreudigeren Kunstepochen erhalten haben mochte, verschwand als stillos unter dem mitleidslosen Pinsel des Tünchers.

Die private Bauthätigkeit, so rege sie auch sein mochte, ging doch über ein bestimmtes Maß bürgerlicher Behäbigkeit selten hinaus und bevorzugte außerdem beim Schmuck der Innenräume weit mehr die Stuckdekoration, als die Malerei. Diese blieb daher hauptsächlich auf das Porträt beschränkt, das namentlich in Miniatur und Pastell oder der Zeitstimmung entsprechend als Silhouette ausgeführt, sich des größten Beifalls erfreute und viel begehrt wurde. Für die Vielfältigung von Bildnissen sorgte der auf glänzender Höhe stehende Kupferstich. Die zierlichen, oft mit wunderbarer Feinheit auf Pergament oder Elfenbein gemalten Miniaturen, die in Kupfer gestochenen Porträts und Landschaftsbilder regten zugleich die schon erwachte Lust zum Sammeln solcher und ähnlicher Stücke zum Sammeleifer an, und da zu jener Zeit selbst ein Meisterwerk noch nicht mit einem Vermögen bezahlt zu werden brauchte, so kam auch manch wertvolles Stück älterer Kunst ins Land.

Johann Bernoulli, der auf seiner Weiterreise nach Rußland, auch nach Riga kommt und hier in den Behrensschen Freundeskreis eingeführt wird, ist des Lobes voll über das, was er an Kunstwerken im Hause des Ratsherrn Behrens sieht. Die schönsten Stücke seiner Sammlung hatte Behrens damals allerdings schon dem Herzog von Kurland verkauft und für sich nur einige kleinere Bilder und zwei von Rotari gemalte Köpfe zurückbehalten. Das Museum des Dr. Nikolaus Himsel mit seiner Naturaliensammlung nimmt das Interesse des gelehrten Reisenden im höchsten Grade in Anspruch und die hervorragendsten Stücke werden von ihm beschrieben. Auf seiner Rückreise von Petersburg im Jahre 1778 weilte Bernoulli wieder einige Tage in Riga und lernt u. A. auch den kunstfönnigen Apotheker Jakob Johann Boß kennen. Von diesem besitzt die Stadtbibliothek die von ihm 1787/88 auf seiner Reise durch Deutschland gesammelten Handzeichnungen zeitgenössischer Maler und Kupferstecher, darunter viele interessante Blätter bedeutender Meister. Sein und seiner Gattin Porträt, von Anton

Graff gemalt, befindet sich im Besitze der Stadtgalerie. — Ein dem Boffchen ähnliches Album mit vielen wertvollen Handzeichnungen deutscher, französischer, englischer und italienischer Künstler jener Zeit, das von dem kurländischen Baron Heinrich v. Offenberg angelegt wurde, ist Eigentum des Mitauer Museums.

Obgleich die Zeit voller politischer Gährungen war, die Provinzen unter dem Druck der Statthalterchaftsregierung alle Bande der alten Verfassung zerspringen sahen, das geistige Leben schritt dennoch nicht rückwärts. In demselben Maße wie das Verlangen nach höherer Bildung den Zug der Balten auf die deutschen Universitäten steigerte, trugen deutsche Gelehrte und Künstler ihr Wissen und Können ins baltische Land. Und so wenig jenen Deutschland als die Fremde erschien, so wenig vermißten diese hier ihre kleinstaatliche deutsche Heimat. Es ist ein fortwährendes Gehen und Kommen. Doch während die ins Land kommenden Gelehrten sich in der Mehrzahl hier ansässig machen, entschließen sich die wanderfrohen Künstler nur selten zur festen Niederlassung. Und waren unter den zuwandernden Künstlern auch viele, deren Kunstfertigkeit nur bescheidenen Ansprüchen genügen konnte, es gesellen sich ihnen doch auch solche, deren Bedeutung auch heute noch nicht geschwunden ist. Es sei hier nur an die Zwillingbrüder Gerhard und Karl v. Kugelgen erinnert, von denen Gerhard im September 1795 mit seinem Freunde, dem späteren Bürgermeister Johann Georg Schwarz, aus Rom nach Riga kam. Im nächsten Jahre traf auch Karl in Riga ein. Wenn man erwägt, daß allein Gerhard v. Kugelgen während seines zweieinhalbjährigen Aufenthalts in Riga gegen fünfzig Porträts gemalt hat, so wird man daraus schließen dürfen, daß das Kunstbedürfniß doch ein recht großes war. Der Zuzug auswärtiger Künstler in die baltischen Provinzen hatte aber auch noch eine andere günstige Wirkung, außer der das augenblickliche Kunstbedürfniß zu befriedigen: es brachte auch die eignen künstlerischen Kräfte des Landes zum Erwachen. Die bisher in den vornehmeren Familien der Stadt und des Landes herrschende Voreingenommenheit gegen den Künstlerstand begann zu schwinden und machte dem Wunsche Platz, sich mit der Kunst auch als ausübender Künstler zu beschäftigen.

Im Jahre 1802 erfolgte die Neubegründung der Universität

Dorpat und neben den Gelehrten wird auch ein Künstler als Lehrer an die baltische Hochschule berufen: Karl August Senff. Auf der unter Desers Leitung stehenden Kunstschule in Leipzig hatte er seine ersten Studien gemacht und sich dann in Dresden unter Leberecht Vogel und unter dem Einflusse Graffs weiter gebildet. Senff ist für die Entwicklung der Kunst in den baltischen Provinzen von nicht geringer Bedeutung gewesen, weniger vielleicht durch seine geistvollen Porträts und seine Stiche, als durch seine hohe Begabung für das Lehramt und besonders dadurch, daß er es verstand jedem seiner Schüler seine Eigenart zu lassen. Von den Künstlern, die er in die Kunst einführte, werden auch heute noch viele mit Anerkennung genannt, wie Ernst Gotthilf Bosse, Aug. Philipp Clara, Johann Leberecht Eggink, August Matthias Hagen, Alexander Julius Klünder, Woldemar Krüger, Friedrich Ludwig v. Maydell, Gerhard Wilhelm v. Neutern und Hermann Schlichting. Auch Winkeldé, Pape, Schabert und Stegmann waren seine Schüler.

Neben Senff wirkte Karl Morgenstern als Professor der Beredsamkeit, der Litteratur- und Kunstgeschichte. Er ist ein begeisterter Verehrer der Lehren Winkelmanns und seine erste öffentliche Rede zum Aktus der Universität am 12. Dezember 1803 gilt den Manen des Gefeierten. Mochte Morgenstern auch durch die seinem Wesen eigne schöngeistige Selbstgefälligkeit hier und da anstoßen, um das Aufblühen der Kunst und um die Verbreitung des Kunstverständnisses erwarb er sich entschieden hohe Verdienste. Er ist der Begründer des Museums der Universität, das er durch den Ankauf von Gypsabgüssen nach Antiken, durch den Erwerb von Gemälden, Handzeichnungen und Stichen immer mehr zu vervollständigen bemüht war. Mit Aufmerksamkeit verfolgt er die Entwicklung baltischer Künstler und berichtet über ihre Thätigkeit, indem er sie zugleich ermuntert und zuweilen auch zu belehren sucht. Er spürt den im Lande erhaltenen älteren Kunstwerken nach und beschreibt, was er findet, in den von ihm herausgegebenen „Dörptischen Beiträgen“. Mit den im Lande thätigen Künstlern sucht er Verkehr und bemüht sich ihre Werke durch Ausstellungen und Besprechungen der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Dorpat blieb für lange Jahre die Hochburg des baltischen Kunstertums.

Um die Jahrhundertwende beginnen auch in Estland geistige und künstlerische Interessen wieder in breitere Schichten zu dringen. Hier hatte Kogebue durch seine Dichtungen und durch die Gründung des Theaters in Reval den nächsten Anlaß dazu gegeben. Gleichzeitig erweckte das mächtige Aufstreben der deutschen Kunst, wovon ein Abglanz schon durch die Gebrüder Kugelgen nach Estland getragen war, hier eine Reihe künstlerischer Talente, die nun hinausziehen, um aus dem Born deutscher Kunst für die Heimat zu schöpfen. Wie in Riga Johann Jakob Müller und Karl Gottward Graß zu den ersten zählen, die zielbewußt die Künstlerlaufbahn beschreiten, sind es in Estland Otto Magnus v. Stackelberg, Otto Ignatius, Gustav Adolf Hippus und August Bezold, die sich mit Erfolg der Kunst widmen. Rom ist ihnen, wie den deutschen Künstlern jener Zeit überhaupt, der Hort aller Kunst, dem sie in jugendlicher Begeisterung zustreben. Hier füllt sich ihnen im Kreise der „Nazarener“ die Brust mit den Idealen höchster Künstlerschaft, hier schwelgen sie in ungebundener Freiheit im Genusse der Kunst der begnadeten Renaissancemeister und werden nicht müde sie mit Stift und Farbe zu kopiren, in der frohen Hoffnung dereinst ihrer Heimat die Früchte ihrer Studien darbringen zu können. — Doch die Zeiten ändern sich. Von den genannten sechs kamen nur die Estländer, und auch diese nur zu vorübergehendem Aufenthalt in die Heimat zurück. Müller wurde Hofmaler im Dienste des Königs von Württemberg, Graß beschloß sein Leben in Rom; Stackelberg wandte sich mit Erfolg der Erforschung Griechenlands zu und schuf sich durch seine Ausgrabungen, wie durch seine selbst illustrierten wissenschaftlichen Werke einen hochgeachteten Namen; Ignatius und Hippus fanden in der kaiserlichen Residenz entsprechende Thätigkeitsfelder; nur Bezold sah sich anfangs zu einem Wanderleben gezwungen, bis auch er in Petersburg einen ihm zusagenden Wirkungskreis fand.

In Riga standen um diese Zeit Leute wie Sonntag, Albanus, Liborius Bergmann, Broge und Otto Hermann v. Vietinghof, der Begründer des Rigaschen Theaters, im Mittelpunkte des geistigen Verkehrs, die alle mehr oder weniger auch nach künstlerischer Seite hin ein lebhaftes Interesse bekundeten. Auch der jung verstorbene Woldemar Dietrich v. Budberg, der einst zu Desfers Schülern gehört hatte und von diesem mit Lobsprüchen über seine

künstlerische Begabung überhäuft worden war, ist hier zu nennen. Auf Bergmanns Veranlassung fand 1816 die Gründung eines Kunstmuseums in Riga statt und in Broge verehren wir nicht allein den unermüdblichen Geschichtsforscher, sondern auch den lebenswürdigen Kunst dilettanten, der mit gewandtem Stift alles künstlerisch und historisch Bemerkenswerthe festhielt und damit der Nachwelt einen Schatz überlieferte, aus dem sie immer noch schöpfen kann. In Mitau wird 1817, die Zeitströmung kennzeichnend, die Gesellschaft für Literatur und Kunst, ins Leben gerufen, zu deren Mitgliedern die hervorragendsten Rigaschen Gelehrten gewählt werden.

Von tüchtigen deutschen Künstlern finden wir in Livland um die Jahrhundertwende noch die Porträtmaler Bartholomäus Munk, Peter Fatt und den auch als Kupferstecher angesehenen Karl Wilhelm Seeliger thätig, der später in Petersburg viel beschäftigt wurde. Wie diese weiß auch Johann Friedrich Tieffer aus Braunschweig, der als Panoramemaler und geschickter Porträtist um 1808 bis 1810, dann um 1828 in Riga nachweisbar ist, sich in der Gunst der rigaschen Kunstliebhaber festzusetzen. Als Dank widmet er ihnen die bekannte große aus drei Blättern bestehende, von Professor Joh. Friedr. Frick in Berlin in Aquatinta ausgeführte Ansicht von Riga. Seit 1804 beginnt auch der Miniaturmaler Dominikus Dechs hier seine Thätigkeit. Die Gründung des Rigaer Theaters führt als ersten bedeutenden Theatermaler den kurfürstlich-sächsischen Theatermaler Jakob Benjamin Müller aus Petersburg, wohin er berufen worden war, hierher. Von ihm haben sich nur einige flotte Figurenzeichnungen in dem Woschen und dem v. Offenbergschen Album erhalten. Ihm folgte, nach seinem Tode, Karl Traugott Fehhelm, ein Verwandter des Dresdner Akademieprofessors, der in Dresden unter dem Einflusse des jüngeren Canaletto gebildet, auch eine Anzahl in dessen Art gemalter rigascher Straßenszenen hinterlassen hat. Er starb hier im Jahre 1819.

Am Ausgang des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts ging das freudige Kunstleben in den baltischen Provinzen merklich zurück, um sich desto kräftiger, gefördert durch die Kunstliebe des Hofes, in der Newaresidenz zu erheben. Der Zuzug ausländischer Künstler hört bald völlig auf und die bedeutendsten der aus den

baltischen Provinzen stammenden Künstler wenden sich nach Petersburg, wo ihnen reichere Aufträge und größer Verdienst geboten wurden, als die engen Verhältnisse der Heimat dieses vermochten. Viele von ihnen fanden als Lehrer an der nun ebenfalls zu größerer Bedeutung gelangenden Petersburger Kunstakademie eine geachtete Stellung. Es sei hier nur an die Namen Sauerweid, Neff, Clodt v. Jürgensburg, Bach, v. Bock und Salemann erinnert. Andere fanden in Deutschland den Nährboden für ihre Kunst und stiegen hier zu Ruhm und Ansehen empor, wie Eduard Schmied von der Launig. — Das Kunstleben in den baltischen Provinzen verödete für lange Zeit, nur einige wenige Künstler vermochten es über sich, in dem eng umschriebenen Kreise eines Zeichenlehrers Genüge zu finden. Mit Recht konnte daher der Herausgeber der Stadtblätter Gotthard Tieleman ein Jahrzehnt später schreiben: „Die Kunst geht bei uns nach Brod.“



Karlsjage und Rolandslied.

Unter den geschichtlichen Persönlichkeiten des Mittelalters hat keine die dichterische Phantasie der Nachwelt so allgemein und so lebhaft beschäftigt, wie diejenige Karls des Großen. Schon im 11. Jahrhundert erscheint sie als Mittelpunkt eines umfassenden Sagenkreises, und dieser hat bis in die neueste Zeit herein die Dichtung des gesammten Abendlandes mit epischen Stoffen versehen.

Ohne Zweifel verdankt es der große Kaiser zunächst seiner geschichtlichen Bedeutsamkeit, daß er auch in Sage und Dichtung eine so hervorragende Rolle spielt; aber das Charakterbild, welches von ihm die Sage entworfen und die Dichtung ausgeführt hat, ist dem der beglaubigten Geschichte so wenig ähnlich, daß es sich sogar in Bezug auf sein Volkstum von ihm unterscheidet.

Der geschichtliche Karl der Große war nach Abstammung und Sprache ein germanischer Franke. Ein Franzose konnte er

schon deshalb nicht sein, weil es zu seiner Zeit noch keine Franzosen gab. Trotzdem aber hat das französische Volk nicht so ganz Unrecht, wenn es den Ruhm des großen Kaisers seinem eigenen Ruhme zurechnet, denn der große Karl, von dem uns Sage und Dichtung erzählen, verdient in der That den Namen eines Franzosen.

In Frankreich sind die ältesten, die meisten und die volkmäßigsten der epischen Dichtungen entstanden, welche ihren Stoff der Karlsage entnehmen, und diese Sage selbst ist erst durch jene französischen Dichtungen in den übrigen Ländern des alten Frankreiches und über diese hinaus verbreitet worden. Die geschichtlichen Thatfachen, welche ihr zu Grunde liegen, gehören wesentlich der französischen Landesgeschichte an, und das dichterisch Erfundene an ihr ist ebenso wesentlich eine Schöpfung des französischen Volksgeistes.

Aber der fränkische Karl hat durch seine Umwandlung in den französischen Charlemagne mehr verloren als gewonnen, wenigstens im Verhältniß zu seiner Umgebung; denn nicht Karl der Große selbst ist die dichterisch lebensvollste Persönlichkeit des nach ihm benannten Sagenkreises, sondern der Markgraf Roland, von dem die Geschichtsschreibung nichts zu berichten weiß, als seinen Tod.

Wir werden das leicht begreiflich finden, wenn wir uns das Wesen der geschichtlichen Sage in seinem Gegensatz zu dem der beglaubigten Geschichte vergegenwärtigen. Als volkstümliche Ueberslieferung von wirklich Geschehenem hat die Sage ihren Gegenstand mit der Geschichte gemein; aber da sie zugleich ein Erzeugniß volkstümlicher Dichtung ist, so behandelt sie diesen Gegenstand mit dichterischer Freiheit. Während sie einerseits verschiedene geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse mit einander vermischt und verwechselt, sobald irgend eine innere oder äußere Aehnlichkeit dazu Veranlassung bietet, fügt sie andererseits frei Erfundenes zu dem geschichtlich Gegebenen hinzu, sobald irgend ein Bedürfniß des Volksgeistes sie dazu nötigt. Das frei Erfundene aber kann sich am wohlgefälligsten gestalten, weil es der idealisirenden Thätigkeit der Volkspheantasie den freisten Spielraum läßt, während das geschichtlich Gegebene dieser Thätigkeit einen um so stärkeren Widerstand entgegensetzt, je fester es im Volksgedächtniß haftet.

So ist denn auch in der Karlsage vieles zusammengefloßen, was in der Geschichte durch Raum und Zeit getrennt ist, und manches hinzugekommen, wovon die Geschichte überhaupt nichts weiß. In der Charakterzeichnung Rolands aber konnte die Sage alle die dichterischen Vorzüge zur Geltung bringen, die sie vor der beglaubigten Geschichte voraus hat, während sie in der Charakterzeichnung Karls des Großen nicht viel mehr zu Tage treten ließ, als die Mängel einer Geschichtsdarstellung, die ihrem Gegenstande nicht gewachsen ist.

Es liegt ferner im Wesen der Sage als einer Lebensäußerung des in fortwährender Entwicklung begriffenen Volksgeistes, daß sie — gleich der Sprache — niemals zu endgiltig abgeschlossener Gestaltung gelangt, so lange sie noch lebendig von Mund zu Munde geht. An dieser Flüssigkeit der Sage aber haben die verschiedenen Bestandteile ihres Ganzen einen nach Art und Grad verschiedenen Anteil. Die geschichtlichen pflegen durch die Fortentwicklung jenes Ganzen nicht nur immer mehr durch die dichterischen überwuchert zu werden, sondern auch viel mehr als diese einer Veränderung zu unterliegen, die ihrer Vernachlässigung entspricht. Dies erklärt sich daraus, daß das singende und sagende Volk alledem, was am Inhalt von Sang und Sage seinen eigenen geistigen Bedürfnissen Dasein und Eigenart verdankt, begreiflicher Weise eine weit stärkere Gemüthsheilnahme entgegenbringt, als dem, was dieser Inhalt an geschichtlicher Wirklichkeit enthält, da selbst die machtvollsten Erscheinungen dieser Wirklichkeit sich seiner Beachtung und selbst seiner Bewunderung nur von außen her aufdrängen können.

Dieser Unterschied zeigt sich innerhalb der Karlsage besonders deutlich in der Charakterzeichnung der beiden Hauptpersonen, der geschichtlichen und der dichterischen. Während Roland in den volkstümlichen Epen des Mittelalters überall wesentlich dieselben Charakterzüge zeigt, nimmt das Charakterbild Karls des Großen fortwährend neue Züge in sich auf.

Nur in den ältesten Epen des Karlsagenkreises erscheint der ehrende Beiname gerechtfertigt, durch den die Geschichte den großen Karl vor seinen gleichnamigen Vorgängern und Nachfolgern auszeichnet; ja in vielen Beziehungen wächst hier dessen Größe noch weit über die geschichtliche Wirklichkeit hinaus. In den späteren Epen dieses Sagenkreises dagegen zeigt sich der große

Kaiser gegenüber den trotigen Vasallen, die sich gegen seine Herrschaft auflehnen, nicht selten so klein, daß es diesen nicht schwer fällt, ihm ästhetisch und politisch über den Kopf zu wachsen. Offenbar haben in der jüngern Gestaltung der Sage Karl der Dicke und Karl der Einfältige in Folge ihrer zufälligen Namensgleichheit mit Karl dem Großen zu dessen Charakterbilde ebenso viel beigetragen, wie in jener älteren Karl Martell, dessen glänzender Sieg über die spanischen Sarazenen in der Erinnerung des französischen Volkes mit den spanischen Feldzügen Karls des Großen zusammenfloß.

Da sich die Persönlichkeit dieses wichtigsten aller Frankenherrscher dem Volksgedächtniß fester eingeprägt hatte, als die seines gleichnamigen großen Vorgängers und seiner kleinen Nachfolger, so konnte die Phantasie des Volkes in das Charakterbild, das sie von ihm entwarf, auch alles das aufnehmen, was sich von diesen letzteren im Volksgedächtniß erhalten hatte, nachdem sie als selbstständige Persönlichkeiten bereits vergessen waren. In Folge dessen aber wurde die Persönlichkeit des großen Kaisers in diesem Charakterbilde mit der Zeit nicht nur immer kleiner, sondern sie geriet auch immer mehr in Widerspruch mit sich selbst und mußte schon in Folge dieser zunehmenden Disharmonie zwischen seinen einzelnen Charakterzügen immer mehr an ästhetischer Anziehungskraft verlieren. Roland aber konnte die ursprüngliche Größe und Schönheit seines Charakters in allen Entwicklungsphasen der Sage beibehalten, da die Volkspheantasie in keiner eine geschichtliche Veranlassung finden konnte, ihm diese ästhetischen Vorzüge zu rauben.

So wurde Karl der Große in der französischen Volksfage immer mehr zu einem Franzosen, aber zugleich auch immer mehr zu einem Vertreter aller Schwächen der französischen Karolinger. Roland aber blieb, wenigstens innerhalb der altfranzösischen Sage und Dichtung, was er von vorn herein gewesen war: das Urbild eines ritterlichen Helden, der in seiner Jugendblüte für das Vaterland und für den Christenglauben fällt, das Lieblingsideal des französischen Rittertums in dessen jugendlicher Blütezeit.

Die Anziehungskraft dieses Sagenhelden hat wohl noch mehr zur Erhaltung und Verbreitung der Karlsfage beigetragen, als die geschichtliche Bedeutsamkeit des großen Kaisers, nach dem sie benannt wird. Jedenfalls ist die Volksbeliebtheit, welche dieser

französischen Sage auch außerhalb Frankreichs zu Theil geworden ist, eines der ältesten und auffälligsten Symptome der Litteraturherrschaft, die Frankreich während des Mittelalters über das gesammte Abendland ausübte. Die altfranzösischen Epen, die dem Karlsfagenkreise ihren Stoff entnehmen, drangen nicht nur weiter über ihr Entstehungsgebiet hinaus, sondern überall auch tiefer und nachhaltiger in das Volksgemüt ein, als die übrigen Dichtungen des französischen Mittelalters. Von allen ihren Helden aber war Roland überall der am meisten gefeierte. Nur in Spanien, wo sich eine eigene Ueberlieferung von der Schlacht bei Ronceval erhalten hatte, nahm das Volk aus nationalen Gründen gegen ihn Partei. Sonst überall wurde die französische Volksüberlieferung von Rolands Heldentode zu einer Märtyrerlegende, an der sich im Zeitalter der Kreuzzüge die ganze abendländische Christenheit erbaute.

Außer ihrer erbaulichen Kraft aber muß diese Legende auch noch Vorzüge anderer Art besitzen, da das Interesse für sie das Mittelalter und dessen kriegerische Frömmigkeit weit überdauert hat. Als die Sage vom heiligen Gral längst aufgehört hatte, die Dichter des Abendlandes mit ihrer religiösen Mystik zu inspiriren, fand die Karlsfage noch immer neue Bearbeiter, und immer blieb Roland ihr bevorzugter Held. Im Zeitalter der Renaissance mußten Bojardo und Ariost die hinsterbende Erinnerung an ihn aufs Neue zu beleben, und viele andere Dichter sind in den späteren Jahrhunderten ihrem Beispiele gefolgt, — ein Beweis, daß die ästhetische Anziehungskraft dieses altfranzösischen Sagenhelden nicht minder weit über die Grenzen des Mittelalters, als über die Grenzen Frankreichs hinauszuwirken vermag.

Und doch ist der Geist, der den gesammten Karlsfagenkreis, ganz besonders aber die Sage von Roland durchwaltet, in noch höherem Grade mittelalterlich, als französisch; denn es ist derselbe Geist, der auch die Kreuzzüge hervorgerufen und die geistlichen Ritterorden geschaffen hat. Eine moderne Bearbeitung dieses Stoffes ist daher kein leichtes Unternehmen. Es gilt hier, die wunderfamen Abenteuer spezifisch mittelalterlicher Sagenhelden dem Geschmack von Leserkreisen anzupassen, die von der Abenteuer- und Wundersucht des Mittelalters himmelweit entfernt sind. Deshalb haben schon die ältesten unter den neuzeitlichen Bearbeitern

der Rolandsjage zu allerlei Kunstmitteln gegriffen, um dem alten Stoffe neue Reize abzugewinnen. Sie fanden damit großen und zum Theil wohlverdienten Beifall; aber der mittelalterliche Sagenstoff hat unter ihren Händen Gestaltungen angenommen, in denen sein ursprünglicher Charakter kaum noch erkennbar ist. Und doch sind es gerade die ursprünglichsten unter den Charakterzügen dieses Sagenstoffes, auf denen der größte Theil seines dichterischen Wertes beruht. Die älteste unter den noch erhaltenen Dichtungen, die ihn behandeln, ist daher auch heutzutage noch die schönste von allen. Es ist das aus dem 11. Jahrhundert stammende altfranzösische Rolandslied.

In diesem nicht nur ältesten, sondern auch volksmäßigsten aller französischen Epen erscheint die Karlsjage noch in der vollen Schärfe ihres ursprünglichen Gepräges. Sie zeigt uns hier die altertümlich strengen Züge einer längst vergangenen und uns längst entfremdeten Zeit; aber sie zeigt uns diese Züge verklärt durch den unvergänglichen Jugendreiz echter Volkspoese; und dieser natürliche Reiz steht der mittelalterlichen Sage weit besser zu Gesichte als alle die künstlichen Reizungsmittel, welche sie ihren neuzeitlichen Bearbeitern verdankt.

Allerdings sind dem Rolandsliede nicht bloß die natürlichen Vorzüge der Volkspoese eigen, sondern auch deren künstlerische Mängel: Unbeholfenheit und Schmucklosigkeit der Darstellung, die Einförmigkeit zahlreicher Wiederholungen, Form- und Maßlosigkeiten aller Art. Aber diese Mängel seiner formalen Gestaltung bringen uns den Inhalt des Rolandsliedes nur um so näher. Auch sind sie zum großen Theil nur scheinbare Mängel. So die schmucklose Einfachheit der Darstellung, die dem Eindruck des Erhabenen förderlich ist und daher einer Heldendichtung wohl ansteht; und so auch die wörtlichen Wiederholungen, wie sie der Volksepik mehr oder weniger überall eigentümlich sind. Die stehenden Beinwörter z. B. dienen im Rolandsliede ebenso gut, wie in den homerischen Epen der veranschaulichenden Charakteristik und der Hervorhebung des Hauptsächlichen. Aber selbst diejenigen formalen Mängel des altfranzösischen Volksepos, die nicht scheinbar, sondern wirklich sind, tragen dazu bei, uns das Verständniß und damit den Genuß seines Inhalts zu erleichtern; denn die unverfälschte Naivität, die sich in ihnen kundgibt, versteht uns weit

unmittelbarer in die Weltanschauung, der die Wunder der Rolandsfage entstammen, als die altkluge Ironie der italienischen Renaissance-dichter oder die erkünstelte Kindeseinfalt der deutschen Romantiker, die uns von diesen Wundern berichten, ohne an sie zu glauben.

Kein moderner Parteistandpunkt drängt sich im Rolandsliede zwischen die mittelalterliche Volksfage und unsere Auffassung derselben, und so wird es uns um so leichter, auch der Weltanschauung gerecht zu werden, aus der sie erwachsen ist. Wir verzeihen dem mittelalterlichen Volksepos seine wunderlüchtigen Uebertreibungen, wie wir ihm die Mängel seiner formalen Gestaltung verzeihen; denn sie stehen gleich diesen in so vollkommenem Einklange mit dem ganzen Geiste der Dichtung, daß sie nur dazu beitragen können, dessen Gesamteindruck zu verstärken. Der Gesamteindruck des Rolandsliedes aber ist der eines weisevollen Ernstes der Gesinnung, einer gläubigen und opferfreudigen Umgebung an die Ideale der Zeit.

Diese Ideale können und dürfen nicht die unsrigen sein, weil unsere Zeit eine andere, unsere Kultur eine höher entwickelte ist; aber die Richtung auf ideale Ziele überhaupt, die ideale Gesinnung, ist an keine Zeit gebunden und kann in keiner Phase der Kulturentwicklung ihre ästhetische, wie ihre ethische Anziehungskraft verlieren. Mögen die Ziele, welche sie während des Mittelalters verfolgte, von den unsrigen noch so verschieden sein; wo diese ideale Sinnesrichtung uns so echt wie im Rolandsliede entgegentritt, da nötigt sie uns Achtung und Beifall ab. Selbst wo sie zum Fanatismus ausartet, verliert sie in sittlicher Beziehung weniger, als sie in ästhetischer gewinnt; denn einerseits ist diese Ausartung als unvermeidliche Folge der intellektuellen Beschränktheit des Mittelalters mehr eine intellektuelle, als eine sittliche Verirrung, und andererseits verlangt der ästhetische Sinn von der Darstellung menschlicher Charaktere und Handlungen auch in sittlicher Beziehung Schatten neben dem Lichte.

Im altfranzösischen Rolandsliede erscheint die kriegerische Wildheit und die blinde Ungerechtigkeit des mittelalterlichen Fanatismus in ungemildeter Stärke; ja diese wird dadurch noch gesteigert, daß jener Fanatismus hier nicht bloß auf religiösen, sondern zugleich auf patriotischen Beweggründen beruht. Aber die Liebe zu Glaube und Vaterland gewinnt gerade dadurch, daß sie

in blindem Haffe gegen die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes zu Tage tritt, einen hohen Grad von ästhetischer Eindrucksfähigkeit, und die Wildheit dieses Hasses wirkt um so entschiedener zum Vorteil der eisernen Helden des Gedichts, als die vielen rührenden Züge, in denen sich deren Liebe und Treue gegen einander offenbart, auch den sonstigen Regungen ihres Gemütslebens einen Ausdruck verleiht, der den ihrer Wildheit und Rauheit zugleich mildert und ergänzt. Vor Allem aber ist es die Tragik ihres heldenmütigen Märtyrertodes, wodurch die fanatischen Christenritter dieser mittelalterlichen Dichtung die humane wie die ästhetische Teilnahme auch unserer Zeit gewinnen und verdienen, — eine Tragik, in welcher die dichterische Schönheit nicht bloß des Rolandsliedes, sondern des gesammten Karlsfagenkreises ihren Höhepunkt erreicht.

Der ästhetische Höhepunkt ist aber hier zugleich der Ausgangspunkt der dichterischen Konzeption. Als die Niederlage der fränkischen Nachhut bei Ronceval in der Phantasie des französischen Volkes zum Märtyrertode der Blüte des Christenheeres geworden war, da war der erste Keim gegeben, aus dem nicht bloß das dichterische Charakterbild Rolands, sondern auch alles Andere erwachsen ist, was den Geist der Karlsfage kennzeichnet; denn auch in deren späterer Gestaltung, in welcher die Kämpfe Karls gegen seine Vasallen in den Vordergrund treten, erscheint der Glaubenskampf gegen die Sarazenen und damit zugleich, wenn auch nur mittelbar, die Rache für den Tod Rolands als die Hauptaufgabe des Kaisers und der gesammten Christenheit.

In der geschichtlichen Wirklichkeit hatte der erste Feldzug Karls des Großen gegen die spanischen Sarazenen für diesen nur eine episodische Bedeutung und trug durchaus nicht den Charakter eines Glaubenskampfes, da er im Bunde mit einer sarazenischen Partei unternommen wurde. Auch war die Niederlage der Franken bei Ronceval nicht das Werk mohamedanischer Sarazenen, sondern christlicher Vasken. Daher kann des Kaisers späterer Feldzug gegen die Sarazenen, der zur Eroberung der spanischen Mark führte, nicht Rache an den Siegen von Ronceval zum Zwecke gehabt haben, sondern nur die Sicherung der Reichsgrenze.

Der große Karl war zu sehr Staatsmann, um die Gefühlspolitik treiben zu können, welche die Sage ihm angedichtet hat.

In dem französischen Volke aber ist das Bedürfniß nach Rache gegenüber siegreichen Feinden immer so mächtig gewesen, daß es auf irgend eine Weise hat befriedigt werden müssen. Gesah das nicht in der geschichtlichen Wirklichkeit, so mußte es im Reiche der Phantasie geschehn. So wurde die Schlacht bei Ronceval in Sang und Sage des französischen Volkes zu einem Ereigniß, welches nicht bloß durch die übermenschlichen Heldenthaten der Besiegten geeignet war, deren Landes- und Glaubensgenossen über die Schmach ihrer Niederlage zu trösten, sondern mehr noch durch den siegreichen und glanzvollen Nachfeldzug, den es zur Folge hatte.

Unter den im Jahre 778 bei Ronceval Gefallenen wird in Einhards Lebensbeschreibung Karls des Großen auch der Name Rolands (Hruodlandus) genannt, aber über dessen Persönlichkeit nichts weiter ausgesagt, als daß er der britannischen Mark (Bretagne) vorgefetzt gewesen sei. Den Träger dieses Namens machte nun die Sage nicht nur zum Anführer der fränkischen Nachhut, sondern auch zum Neffen Karls des Großen, um diesem die Pflicht der Blutrache aufzuerlegen. Sie machte ferner aus dem Herzog Lupus von Aquitanien, der die Basken bei Ronceval angeführt hatte und für diesen Verrat an seinem Lehnsherrn gehenkt worden war, den Bösewicht Ganelon, den der Haß gegen seinen Stieffohn Roland dazu trieb, mit diesem zugleich auch Vaterland und Glauben zu verraten. Durch diesen dreifachen Verrat wurde er nur um so geeigneter, die ganze Schmach der fränkischen Niederlage als Sündenbock seines Volkes allein zu tragen. Endlich wurden die Basken durch die Sage in Sarazenen verwandelt und damit das natürliche Bedürfniß nach Rache zur Christenpflicht eines Kreuzzuges erhoben. Jetzt aber verstand es sich von selbst, daß der große Karl das Nachwerk an den Siegern von Ronceval auch wirklich vollzogen haben mußte.

Die Beweggründe, welche die Entwicklung der Karlsage aus ihrem geschichtlichen Kerne veranlaßten, waren somit ebenso wenig rein ästhetischer, wie rein ethischer Art; es waren vielmehr zunächst patriotische und dann religiöse Beweggründe, und dies sind dieselben, von denen auch die Helden des aus dieser Sage erwachsenen Rolandsliedes sich leiten ließen. Hierdurch aber gewinnt diese Dichtung ein Interesse noch andrer als ästhetischer und ethischer Art, nämlich ein völkerpsychologisches und damit zugleich ein

historisches Interesse, welches hinter dem der gleichzeitigen Chroniken nicht zurücksteht.

Wenn auch Karlsage und Rolandslied in Bezug auf die in ihnen berichteten Thatsachen nicht als Geschichtsquellen gelten können, so werden sie doch durch die Unmittelbarkeit, mit der sie die eigenen Seelenzustände der Berichterstatter offenbaren, in den Stand gesetzt, den Inhalt der Chroniken in Bezug auf einen sehr wesentlichen Umstand zu ergänzen; und selbst ihre Entstellungen der geschichtlichen Thatsachen sind geeignet, bei dieser Ergänzung mitzuwirken.

Im Gegensatze nämlich zu den absichtlichen Fälschungen der geschichtlichen Wahrheit durch eine tendenziöse Geschichtsschreibung und zu der bewußten Idealisirung derselben durch die Kunstdichtung, fälschen und idealisiren Sage und Volksepos die geschichtlichen Thatsachen nur unbewußt und unwillkürlich. Ihre Dichter und Sänger haben die beste Absicht, volle geschichtliche Wahrheit zu bieten, und in einem gewissen, von ihnen selbst freilich nicht geahnten Sinne und Grade gelingt ihnen das in der That.

Wenn es heißt: „Kinder und Narren sprechen die Wahrheit“, so gilt das in demselben Sinne und Grade auch von dem Volke, d. h. von den Gesellschaftsschichten, aus denen Sage und Volksepos hervorgehen; denn auch bei diesen ist die Wahrhaftigkeit nicht ein Erfolg sittlicher Grundzüge, sondern nur eine natürliche Folge derselben Naivität, welche auch die unabsichtlichen Entstellungen der von ihnen berichteten Thatsachen zur Folge hat.

Die Sage ist nichts als ein geschichtlicher Bericht aus dem Rindermunde des Volkes, und das Volksepos ist nichts als gesungene Sage.

Ist der Bericht in diesem letzteren weniger wahrhaft, weil er gesungen wird? Im Gegentheil! Die gesangmäßige Gestaltung der Heldensage bezeichnet nur eine erhöhte Teilnahme des Volksherzens an deren Inhalt und kann daher der Wahrhaftigkeit in der Darstellung desselben nur dienlich sein.

In den noch wenig entwickelten Kulturzuständen, in welchen allein der Heldeugesang gedeiht, ist der Sänger, der ihn vorträgt, allerdings nicht immer bloß der treue Bewahrer der Volkslieferung, sondern nicht selten auch ein Dichter, der sich an deren Werden und Wachsen selbstschaffend beteiligt; aber Alles, was sich

noch heutzutage an epischem Volksgefange beobachten läßt, nötigt uns zu der Annahme, daß er das thut, ohne es zu wissen und zu wollen. Er singt die Sage, statt sie bloß zu erzählen, wenn sein Herz von ihr so voll ist, daß dessen Inhalt überfließen muß. Gebundene Rede und gefangmäßiger Vortrag sind dann nur der entsprechende Ausdruck für die gehobene Stimmung, in die ihn seine Herzensteilnahme am Gegenstande seiner Darstellung versetzt; und diese Stimmung ist durchaus geeignet, auch seine dichterische Phantasie zu beflügeln. Was aber dann aus dem überfließenden Inhalt seines Dichterherzens zu dem bereits vorhandenen Inhalt der Sage auch an Neuem hinzukommen mag, — es ist alles in demselben Sinne wahr, wie das, was die Sage schon vorher ihrem geschichtlichen Kerne hinzugefügt hat, da es auf wesentlich dieselbe Weise entstanden ist wie dieses. Und es ist wenigstens auch in demselben Grade wahr; denn was einem übervollen Herzen unbewußt und unwillkürlich entquillt, kann niemals umhin, den wirklichen Inhalt dieses Herzens und damit Wahrheit zu offenbaren.

Freilich ist diese Wahrheit nur eine subjektive und schließt als solche ebenso wenig den Irrtum aus, wie die Dichtung; aber zur Lüge, d. h. zur bewußten, auf Täuschung berechneten Entstellung der Wahrheit, befindet sie sich im denkbar entschiedensten Gegensatz; denn zur Lüge bedarf es immer des berechnenden Verstandes, und diesen läßt das Herz um so weniger zu Worte kommen, je mehr es durch die Fülle seines Inhalts zu dessen Offenbarung gedrängt wird.

Ein dermaßen volles Herz ist immer zugleich auch ein warmes Herz, da es von dem Gegenstande, der seine Teilnahme so vollständig in Anspruch nimmt, in entsprechendem Grade auch erwärmt wird. Es liebt und haßt mit einseitiger Entschiedenheit; es ergreift mit dem Eifer der Leidenschaft Partei und färbt dann die Berichte alles äußeren Geschehens nach den Bedürfnissen seines eigenen Innern. Darum taugt es ebenso wenig zu gerechter Beurteilung wie zu nüchterner Beobachtung und sachgemäßer Darstellung geschichtlicher Thatsachen. Dafür aber taugt es zu anderen Dingen nur um so besser. Es ist unentbehrlich zu einer Beleuchtung und Färbung des berichteten Thatbestandes, die nicht nur den Stimmungen und Bestrebungen des Berichterstatters den ent-

sprechenden Ausdruck zu geben, sondern auch mit überzeugender und fortreißender Gewalt auf Andere zu wirken vermag; und ebenso unentbehrlich ist es zu raschem Entschlusse und zu kühner That. Um aus dem ruhenden Zustande in den thätigen versetzt zu werden, dazu bedarf die Thatkraft des Helden nicht weniger als die Einbildungskraft des Dichters eines Anstoßes, der aus der überfließenden Bewegung eines vollen und warmen Herzens stammt.

Für das Wesen des Heldentums pflegt daher der dichtende Sänger ein weit besseres, weit unmittelbareres Verständniß zu haben, als der bloß berichtende Chronist. Namentlich ist das dort der Fall, wo der volksmäßige Heldengesang noch blüht, wie beim nordfranzösischen Volke des 11. Jahrhunderts. Bei diesem ist der Chronist in der Regel schon durch seine mönchische Erziehung der Mehrheit seines Volkes entfremdet, besonders aber von dessen Helden durch einen weiten seelischen Abstand getrennt. Zwar nimmt er in seine geschichtlichen Berichte auch manches, was er nicht mit eigenen Augen hat beobachten können, aus der Heldensage seines Volkes auf, aber seine Darstellung zeigt dann deutlich, daß er nur für die religiöse Seite des zeitgenössischen Heldentums ein volles Verständniß hat, ein viel geringeres für die nationale, das geringste aber für die kriegerische, die für dessen innerstes Wesen gerade die bezeichnendste Seite ist. Der Sänger dagegen steht mitten in seinem Volke und nimmt an allen Interessen desselben, womöglich auch am Kampfe für diese Interessen Theil. Eben deshalb ist er im Stande, selbst den geheimsten Herzensregungen seines Volkes zum Ausdruck zu verhelfen. Er verkündet und verbreitet den Ruhm des volkstümlichen Helden, und dieser sucht sich solchen Ruhmes würdig zu machen durch den Kampf für eine Sache, die der Gesamtheit des Volkes am Herzen liegt. So verfolgen Held und Sänger bei ihrem verschiedenen Thun, in Wechselwirkung mit einander, ein und dasselbe Ziel, weil ein und dasselbe Volksherz das Thun beider bestimmt. Bei den Nordfranzosen des 11. Jahrhunderts weist das geschichtliche Heldentum jene Wechselwirkung mit dem Heldengesange selbst dort auf, wo es nicht für die religiösen Interessen seines Volkes kämpft; wo es aber auch in Bezug auf diese mit ihm Stimmung und Richtung teilt, da zeigt es nur so deutlicher, daß die Begeisterung eines

warmen Herzens nicht nur im Stande ist, die Thatsachen der geschichtlichen Wirklichkeit in dichterische Ideale zu verwandeln, sondern auch umgekehrt die Ideale der Dichtung in geschichtliche Wirklichkeit.

Unter dem von Taillefer angestimmten Gesange vom Tode Rolands und seiner Kampfgenossen bei Nonceval haben die französischen Normannen im Jahre 1066 die Schlacht bei Hastings begonnen, die Wilhelm den Eroberer zum Herren Englands machte; und als dreißig Jahre darauf der Papst Urban II. die Christenheit zur Eroberung des heiligen Landes aufrief, da ist das Volk Nordfrankreichs, aus dessen Mitte das Rolandslied hervorgegangen war, bereitwilliger, früher und zahlreicher als alle anderen Völker seinem Rufe gefolgt. Jetzt hatte es Gelegenheit, durch die That zu beweisen, daß die religiös-patriotische Kampfesstimmung, der es in Sang und Sage einen dichterischen Ausdruck gegeben hatte, stark und nachhaltig genug war, um auch im wirklichen Kampfe gegen die Sarazenen sich zu bewähren. Wie früher die Phantasie seiner Dichter, so nahm jetzt der Heldenarm seiner Ritter die von Allen ersehnte Rache für Rolands Tod.

Ohne die Triebkraft eines warmen Herzens sind die Großthaten der Geschichte, sofern sie Anspruch auf den Namen von Heldenthaten haben, ebenso wenig denkbar wie die großen Werke der Dichtung; die sittlich größten und ästhetisch anziehendsten dieser Thaten und Werke aber nicht ohne eine Begeisterung, deren Feuer mächtig genug ist, um die Herzen großer Volksmassen zu durchwärmen. Wenn auch der Funke, an dem sich ein solches Feuer entzündet, zuerst nur in einzelnen Persönlichkeiten aufblüht und bei manchen schnell wieder erlischt, — wenn er auch nur in den Herzen Weniger zu einer Flamme wird, die gewaltig um sich greift und die Herzen vieler Anderer entzündet, — wenn diese Flamme auch immer schwächer und trüber wird, je weiter sie sich über ihren Entstehungsherd hinaus verbreitet, — so lange sie noch die Flamme der Begeisterung bleibt, ist sie eine heilige Flamme, die alles Unreine im Menschenherzen zu verzehren strebt. Wenn ihre Wärme sich dann in eine Bewegung umsetzt, welche große Volksmassen ergreift und selbst die anfangs Widerstrebenden mit sich fortreißt, — dann kann diese Bewegung im Einzelnen wohl manches Unheil anrichten, weil nicht die Herzen Aller, die

an ihr teilnehmen, durch das Feuer der Begeisterung geläutert sind und weil Mancher durch den Lichtglanz dieses Feuers mehr geblendet als erleuchtet wird; im Großen und Ganzen aber kann eine solche Bewegung, sofern sie auf ein der Begeisterung würdiges, d. h. ideales Ziel gerichtet ist, der Menschheit und ihrer aufwärts strebenden Entwicklung nur zum Heile gereichen. Selbst dann, wenn sie ihr unmittelbares Ziel nur unvollkommen erreicht oder gänzlich verfehlt, ist sie nicht erfolglos; denn die Thaten und Werke, die sie hervorrufft, wirken auf die Nachwelt fort und treiben diese an, in derselben Richtung nach klarer erkannten und höher gesteckten Zielen weiter zu streben. Darum gehören Massenunternehmungen, wie die Kreuzzüge, zu den folgenreichsten Thaten der Weltgeschichte, und Massendichtungen, wie das Rolandslied, zu den am wenigsten vergänglichen Werken der Weltliteratur, trotz aller der sittlichen wie der künstlerischen Mängel, durch welche sich die Thaten und die Werke der Volksmassen von denen des Geistesadels unterscheiden.

Die Wirksamkeit solcher Thaten und Werke pflegt das Leben ihrer unmittelbaren Urheber um so länger zu überdauern, je mehr die Einzelnen unter diesen ihre persönlichen Interessen den Gesamtinteressen ihres Volksganzen unterordnen, und je mehr dieses Volksganze geeignet ist, mit seinen besonderen Gesamtinteressen zugleich die gemeinsamen der gesammten Menschheit zu vertreten; denn das Ganze eines Volkes lebt länger als der einzelne Mensch, und das Ganze der Menschheit länger als das einzelne Volk. Das Rolandslied gehört daher, gleich den Kreuzzügen, in gewissem Sinne und Grade der ganzen Menschheit an; denn die Dichter des altfranzösischen Volksepos vertraten mit ihren nationalen Interessen zugleich die religiösen des gesammten christlichen Abendlandes und damit, gleich den Kreuzfahrern, die damals höchsten Kulturinteressen der Menschheit. Mochten die christlichen Abendländer der Kreuzzugszeit in manchen Zweigen der materiellen und der intellektuellen Kultur hinter den von ihnen bekämpften Sarazenen zurückgeblieben sein, mochten sie selbst in ethischer Beziehung von diesen wenig oder nichts vorausgehabt haben, — jedenfalls hat sich die christliche Kultur, für die sie kämpften, in der Folgezeit unvergleichlich viel entwicklungsfähiger erwiesen als die jeder andern historischen Religion. Darum hatte sie schon auf der verhältniß-

mäßig niederen Entwicklungsstufe, auf der sie während des elften Jahrhunderts stand, den meisten Anspruch darauf, die allgemein menschlichen Kulturinteressen auch der Folgezeit zu vertreten.

Das Rolandslied hat mit dem ersten Kreuzzuge schon deshalb Richtung und Stimmung gemein, weil es derselben Zeit und demselben Kulturkreise entstammt; die Entschiedenheit und die warme Begeisterung aber, mit der diese Richtung und Stimmung in ihm zum Ausdruck gelangt, verdankt es der Triebkraft des französischen Volksherzens, welches während dieser Zeit voller und wärmer war als jemals später.

Es war damals noch das Herz eines unverdorbenen und kindlich frommen, wenn auch ruhm- und rachebegierigen Jünglings, desselben Jünglings, dessen verschiedene Stimmungen, Neigungen und Charakterzüge an die verschiedenen Christenritter des Rolandsliedes verteilt erscheinen, dessen ganzes Selbst uns aber als der Hauptheld dieses französischen Volksepos in dichterischer Verkürzung entgegentritt.

Daher können wir aus dem Rolandsliede erfahren, was in keiner Chronik steht, und doch von größerem geschichtlichem Interesse ist, als vieles von dem, was die Chroniker getreulich zu berichten pflegen; denn diese berichten besten Falles nur das äußere Geschehen in seiner scheinbar zufälligen Aufeinanderfolge, nicht aber, oder doch nur sehr unvollkommen die inneren Beweggründe, durch welche das äußere Geschehen erst zur Geschichte wird, d. h. zu einem Geschehen, in welchem sich die Entfaltung des menschlichen Seelenlebens offenbart.

Wir erfahren aus dem Rolandsliede, wie es in der Seele des altfranzösischen Volkes aussah, als dieses sich zum ersten Kreuzzuge entschloß, und welcher Art die Beweggründe waren, von denen es damals geleitet wurde. Wir erfahren damit zugleich, wie sich im 11. Jahrhundert das Bild der Welt und die Aufgabe der Menschen in der Anschauung desjenigen Volkes gestaltete, welches im Zeitalter der Kreuzzüge für das ganze christliche Abendland auf fast allen Kulturgebieten den Ton angab.

Alles dreht sich in dieser Dichtung um den Kampf zwischen Christentum und Islam. Kaiser Karl ist der gottewählte Schützer und Rächer der Christenheit; alle christlichen Völker leisten ihm Heeresfolge gegen den gemeinsamen Feind. An ihrer Spitze steht

natürlich das Volk, dem der Kaiser selbst angehört: die Franken (Francs) oder Franzosen (Franceis). Wie hier der Unterschied zwischen den germanischen Eroberern des heutigen Frankreich und dessen späteren romanischen Bewohnern verschwindet, so fließen Heiden und Mohammedaner in eine unterschiedslose Einheit zusammen; denn auch die Sarazenen sind Götzendiener. Sie verehren eine der christlichen Dreieinigkeit entsprechende Dreizahl von Abgöttern: Mahomet, Apollin und Tervagant. An ihrer Spitze steht der Admiral von Babylon, das Gegenbild Karls des Großen. Die Menschheit zerfällt damit in zwei Hälften, die zusammen ein symmetrisches Ganzes bilden würden, wenn nicht die eine von ihnen, statt das Spiegelbild der andern zu sein, nur deren Zerrbild wäre. Nicht in friedlicher Harmonie, sondern in unverföhnlicher Feindschaft stehen sie einander gegenüber. Die Heiden können allerdings nicht selten dieselben Vorzüge aufweisen, wie die Christenritter, aber als Feinde des wahren Gottes sind auch die besten unter ihnen nicht bloß zu ewigen Höllenqualen verdammt, sondern werden auch ohne besondere Veranlassung als Verräter und Schufte bezeichnet. Nur wo ein Heide durch unzweifelhaft hervorragende Tugenden sich auszeichnet, wird zugestanden, daß er ein Held genannt werden könnte — wenn er ein Christ wäre. Auch in ihrer äußern Erscheinung sind die Heiden im Allgemeinen nicht von den Christen verschieden; aber hin und wieder werden ganze Völker durch tierische Eigentümlichkeiten, etwa durch Schweinsborsten auf dem Rücken, auch in körperlicher Beziehung als minderwertig gekennzeichnet.

Das ganze Leben des Christenritters erscheint als ein Kreuzzug. An Frauendienst oder auch nur an Frauenliebe zu denken hat er keine Zeit. Er muß Heidenköpfe spalten so lange er kann. Erst wenn er im heiligen Kampfe gefallen ist, darf er der Friedensruhe genießen. Dann betten ihn Engel in die Blumen des Paradieses und ein gutes Lied singt auf Erden seinen Ruhm. Zu lieben und vor Liebe zu sterben ist Sache der Frauen. In dem Herzen der Männer hat neben dem Kampfe, dem Ruhme, dem Christenglauben, den Kampfgenossen und dem Kaiser nur noch das Vaterland einen Platz: „das süße Frankreich“, das als das Vaterland der gesammten Christenheit erscheint, wie die Kaiserstadt Achen (Nix) als deren Hauptstadt.

Rom und der Papsi spielen im Rolandsliede noch nicht die Rolle, die sie bald nach dessen Entstehung in der geschichtlichen Wirklichkeit zu spielen beginnen. Von dem Prinzipienkampfe zwischen Kaiser und Papsi, zwischen Staat und Kirche, der schon vor dem ersten Kreuzzuge die Christenheit in zwei feindliche Parteien zu spalten begann, ist daher in dieser Dichtung noch keine Rede. Um so entschiedener aber tritt die unverföhnliche Feindschaft zwischen der unter dem Kaiser geeinten Christenheit und der nicht minder einheitlich gedachten Heidenwelt hervor. In der bis ins Einzelne durchgeföhrten Gegensätzlichkeit, mit welcher das Verhältniß dieser beiden Religionsparteien dargestellt wird, verrät sich aber nicht bloß der religiöse Fanatismus des Mittelalters, sondern auch eine ästhetische Geschmacksrichtung, die dem französischen Volke zu allen Zeiten eigen gewesen ist, nämlich die Neigung zu einer möglichst symmetrischen Gestaltung auch solcher Kunsterscheinungen, deren Material sich, wie das der Dichtung, als lebendiges und geist-erfülltes gegen den mechanischen Zwang einer solchen Gestaltung sträubt. Diese Neigung, die im französischen Klassizismus des 17. Jahrhunderts bis zu ihren äußersten Konsequenzen fortgeschritten ist, hält sich während des 11. Jahrhunderts allerdings noch innerhalb bescheidener Grenzen. Im Rolandsliede beschränkt sie sich ganz auf die innere Form der Dichtung, d. h. auf die Verhältnisse zwischen den Einzelheiten der inhaltlichen Charakteristik, während die äußere Form, d. h. die Verhältnisse des Versbaus und der Reihenfolge, weit entfernt ist von der einförmigen Regelmäßigkeit, die der spätere Nationalvers der Franzosen, der Alexandriner, dem Streben nach möglichstster Symmetrik verdankt. Die 10- bis 12-silbigen Verse des Rolandsliedes werden nicht, wie die Alexandriner, durch den Hauptkafus in zwei gleiche, sondern in zwei ungleiche Teile geschieden. Auch sind sie nicht, wie diese, paarweise durch den Reim mit einander verbunden, sondern zu sogenannten Tiraden (altfr. *laisses*) vereinigt, d. h. zu einreimigen strophischen Abschnitten von ungleicher, durch den jedesmaligen Inhalt bestimmter Länge. Zur Bindung des Verses genügt hier, wie in der Volkspoesie überhaupt, die bloße Assonanz statt des im Alexandriner herrschenden Vollreims, der aber keineswegs grundsätzlich gemieden wird.

Um den formalen Charakter des Rolandsliedes zu veranschaulichen, gebe ich den Anfang und einzelne besonders bezeichnende

Stellen der Dichtung vollständig und in möglichst formgetreuer Uebersetzung wieder. Für das Uebrige dürfte eine kurze Inhaltsangabe genügen.

Die erste Tirade enthält in bündiger Zusammenfassung die Exposition des Ganzen:

Der Kaiser Karl, der große Frankenherrscher,
 In Spanien ist er sieben Jahre gewesen.
 Das ganze Land bezwang er bis zum Meere.
 Nicht Burg noch Stadt konnt' ihm da widerstehen.
 Schon sind die Besten alle in seinen Händen.
 Nur Saraguz noch nicht, das hochgeleg'ne.
 Dort herrscht Marfilies, welcher statt Gott zu ehren,
 Mahomet dient und zu Apollin betet.
 Doch kann auch er dem Schicksal nicht entgehen.

Die zweite Tirade beginnt, wie die meisten andern, mit einer kurzen, aber anschaulichen Schilderung des Schauplazes, auf dem sich das in ihr Berichtete abspielt. Dieses besteht hier in einer der zahlreichen schmucklosen, aber wohlgefügtten Reden, durch welche die französische Volksepik sich von der deutschen ebenso sehr unterscheidet, wie die Dramatik des französischen Klassizismus von der echt germanischen Dramatik Shakespeares:

König Marfilies wandelt in seinem Garten.
 Von blauem Marmor ist da eine Estrade.
 Dort nimmt er Platz; im Halbkreis um ihn lagern
 Sich 20,000 und mehr noch seiner Mannen.
 Er redet an die Herzöge und Grafen:
 Ihr Herren! hört, welch Unglück auf uns lastet:
 Der Kaiser Karl, aus seinem Frankenlande
 Ist er gekommen, uns're Stadt zu belagern.
 Ich hab' kein Heer, um ihn zurückzujagen,
 Kein Volk hab' ich, um sich mit ihm zu schlagen.
 Nun ratet mir als meine treuen Mannen
 Und rettet mich vor Todesnot und Schande.
 Da wußte Rat von seinen Heiden allen
 Ein Einz'ger nur, Herr Blancandrin mit Namen.

Der Rat dieses klugen und tapferen Heiden geht dahin, daß Marfilies sich zum Schein unterwerfen und das Versprechen der Taufe geben solle; dann werde der Kaiser abziehen. Der Rat wird befolgt. Die sarazenischen Gesandten treffen den Kaiser in einem Baumgarten bei Cordova, dessen Mauern er eben gebrochen hatte. Die ältern Christenritter ergögen sich, auf weißen Decken

sitzend, mit Schachspielen, die jüngern mit Fechten. Karl selbst sitzt auf einem Stuhl von reinem Golde.

Weiß war sein Bart, sein Haupthaar blütenlicht,
 Abtig sein Leib und stolz sein Angesicht,
 Wer nach ihm fragt, braucht ihn zu suchen nicht.

Die Boten steigen von den Pferden und begrüßen ihn. Blancandrin richtet die Botschaft aus und Karl nimmt den Vorschlag an, nachdem er ihn mit gesenkter Stirne erwogen und sich mit seinen Baronen beraten hat. Niemand merkt den Verrat, als Graf Roland, des Kaisers Neffe, der an frühere Treulosigkeiten des Heidenkönigs erinnert und zur Fortsetzung des Kampfes mahnt. Da aber nicht bloß sein Stiefvater, Graf Ganelon, ihm widerspricht, sondern auch der weise, grauhaarige Baiernherzog Raimes, so wird er überstimmt. Jetzt wird auf Rolands Vorschlag Ganelon dazu erwählt, die Antwort Karls nach Saragossa zu bringen. Er fügt sich diesem Auftrage nur mit einem Widerstreben, welches deutlich verrät, daß er gegen seine bessere Ueberzeugung den Bedenken Rolands entgegengetreten war. Mit Drohungen gegen seinen Stiefsohn, dem er den gefährvollen Auftrag verdankt, und gegen alle zwölf Pairs, macht er sich auf den Weg. Unter einem Delbaum findet er Blancandrin und berät mit ihm nach vorsichtig einleitenden Reden, in denen er Roland als den gefährlichsten Feind der Sarazenen hinstellt, dessen Verderben. Beide setzen gemeinsam die Reise fort und gelangen endlich zu Marfilies. Diesen sucht Ganelon davon zu überzeugen, daß ihn nur List von der gewaltigen Macht Karls retten könne.

Drauf sprach Marfilies: „D glaubet mir fürwahr,
 Daß Liebe ich zu Euch im Herzen trag’.
 Ich hör’ Euch gerne reden vom großen Karl.
 Gar abgelebt, so heißt’s, ist er und alt.
 So viel ich weiß, zählt er 200 Jahr’.
 Durchzogen schon hat er so manches Land,
 Auf seinen Schild empfangen manchen Schlag,
 Manch’ reichen Herrn zum armen Mann gemacht.
 Wann ruht er aus von seiner Kriege Last?“
 Ganelon sprach: „Gar nimmer thut dies Karl.
 Wer jemals ihn gesehen und gefannt,
 Rühmt seinen Muth und seine Heldenkraft.
 Und lobt’ ich ihn so sehr ich immer kann,
 So ständ’ mein Lob doch seinem Werte nach.

So großen Muth verlieh ihm Gottes Hand.

Ein kühner Held bleibt er sein Leben lang.“

Wenn dieser kaiserliche Held erfolgreich bekämpft werden solle, so müsse vor Allem sein Neffe, der tapfere Roland, sterben, womöglich auch dessen Freund, der kluge Olivier.

„Des Kaisers Kraft und Muth ist dann gefällt,

Nie führt dann Krieg mehr dieser stolze Held.“

Der Kaiser werde bei seinem Abzuge Roland mit der Nachhut zurücklassen. Diese könne man dann leicht vernichten, wenn man sie mit überlegenen Streitkräften angreife. Der Rat wird angenommen, und Ganelon kehrt zum Kaiser zurück, der sich nun wirklich nach Frankreich aufmacht, nachdem er auf Ganelons Rat Roland zum Führer der Nachhut bestimmt hatte. Dieser durchschaut die böse Absicht Ganelons; dennoch nimmt er Karls Vorschlag, die Hälfte des Frankenheeres zurückzubehalten, nicht an und begnügt sich mit 20,000 Mann, welche sich selbst zu ihm drängen, der Blüte des ganzen Heeres.

Karl zieht nun mit dem Hauptheer über die Pyrenäen, nachdem er in der Nacht von Kampf und Verrat geträumt. Sobald sie aus der Ferne das „süße Frankreich“ erblicken,

Nicht Einen giebt's, den es nicht rührt zu Thränen.

Dem Kaiser Karl jedoch that es am weh'sten.

Zurück ja blieb Roland, sein lieber Neffe.

Mitleid erfasst ihn; seine Thränen strömen.

Unterdessen machen sich 100,000 Heidenritter auf, um die fränkische Nachhut zu überfallen. Olivier sieht von einer Anhöhe aus ihre Uebermacht und fordert Roland auf, in sein Elfenbeinhorn, den Olfant, zu stoßen. Karl werde es hören und umkehren. Roland aber will sich lieber auf sein Schwert Durendal verlassen, um nicht seinen Ruhm im Vaterlande zu verlieren; er ziehe den Tod der Schande vor. Der Erzbischof segnet seine Krieger und spricht sie von ihren Sünden los, nachdem er ihnen als Buße auferlegt hatte, sich tapfer zu schlagen. Auch Olivier ermahnt sie jetzt zum Kampf und geht ihnen mit gutem Beispiel voran. Die Franken thun Wunder der Tapferkeit, vor allen Roland. Unter ihren Streichen fallen sämmtliche 100,000 Heiden, bis auf einen einzigen, der die Nachricht von ihrem Tode nach Saragossa bringt. Marfilies schickt ein neues Heer, und jetzt wendet sich das Blatt zu Ungunsten der bereits erschöpften und geschwächten Christen.

Diese schlagen allerdings noch vier Angriffe siegreich zurück; beim fünften aber fallen alle bis auf 60. Jetzt ist Roland bereit, in sein Horn zu stoßen; aber Olivier meint, es sei schon zu spät und wirft seinem Freunde vor, dessen Leichtsinn sei schuld an dem Tode der Franken. Der Erzbischof, der tapfer mitgekämpft hat, scheidet ihren Streit. Er giebt zu, daß das Blasen des Olifant sie nicht mehr vor dem Tode erretten, aber ihnen doch dazu verhelfen könne, gerächt und in eines Münsters Vorhof begraben zu werden.

Jetzt stößt Roland in sein Horn, und mit solcher Macht, daß ihm das Blut aus den Schläfen springt und daß man den Widerhall 30 Meilen weit hört. Auch der Kaiser hört ihn und erkennt daran, daß Roland in Gefahr ist. Ganelon widerspricht dem, aber Karl läßt ihn in Fesseln schlagen und eilt Roland zu Hülfe. Dieser beweint indessen die Gefallenen. Sein Schmerz, durch das Bewußtsein seiner Schuld an deren Tode gesteigert, erreicht seinen Gipfel, wie er das entfärbte Gesicht des sterbenden Olivier sieht. Er fällt in Ohnmacht, und sobald er wieder zu sich kommt, stößt er von Neuem in sein Horn. An dem schwachen Tone desselben erkennt Karl, daß sein Neffe dem Tode nahe ist. Er spornt sein Heer zur Eile an und läßt alle seine 60,000 Hörner blasen. Die Heiden hören es mit Schrecken; 400 ihrer Tapfersten sammeln sich zum Sturme auf Roland, aber sie wagen ihn nur aus der Ferne mit Pfeilen und Wurfspeßen anzugreifen. Sein Schild und sein Panzer werden durchbohrt; sein Roß bricht unter ihm zusammen; er blutet aus 20 Wunden. Dennoch schlägt er alle seine Angreifer in die Flucht. Dann verbindet er dem Erzbischof die Wunden und trägt die Todten vor ihn hin, damit er sie segne. Bald sieht er auch den Erzbischof sterben. Da nimmt er sein Horn in die eine Hand, sein Schwert in die andre und geht in der Richtung nach Spanien vorwärts, aber fällt dabei aufs Neue in Ohnmacht. Jetzt sucht ein Sarazene sich seines Schwertes zu bemächtigen; aber Roland erwacht davon und spaltet ihm mit dem Olifant Helm und Haupt. Dabei wird aber auch das Horn zerschmettert. Bald darauf fühlt Roland, daß ihm die Sehkraft schwindet. Damit sein Schwert nicht in Heidenhände falle, will er es an einem Felsen zerschlagen. Es gelingt ihm nicht; der Felsen wird zerhauen, aber der gute Stahl erhält keine

Scharte. Nun legt er sich zum Sterben nieder, unter dem Haupte sein Schwert und die Trümmer seines Hornes, das Gesicht nach Spanien gewendet, damit Karl sehe, daß er als Sieger gestorben sei. Dann erinnert er sich alles dessen, was seinem Herzen teuer ist. Er denkt seufzend an die Länder, die er erobert, an Vaterland und Blutsverwandte, an Karl den Kaiser. Daß er auch eine Braut hat, erfahren wir an dieser Stelle des Gedichtes nicht.

Nachdem Roland gebetet und gebeichtet, hebt er seinen rechten Handschuh zu Gott empor. Der Engel Gabriel nimmt ihn entgegen. Endlich stirbt der fromme Held mit gefalteten Händen, und Engel führen seine Seele ins Paradies.

Der Kaiser kommt an und ruft vergebens nach seinem Neffen und den zwölf Pairs. Niemand giebt ihm Antwort. Er rauft sich vor Schmerz den Bart. Sein ganzes Heer weint; aber Herzog Naimes mahnt zur Rache. Nun verfolgt der Kaiser die fliehenden Heiden bis zum Abend. Dann betet er, Gott wolle den Tag verlängern, und nachdem ihm ein Engel die Gewährung seiner Bitte verheißen, steigt er wieder zu Pferde und treibt die Heiden in den Ebro, so daß alle drin ertrinken, welche nicht vorher schon niedergehauen waren. Jetzt erst legen sich die Christen zur Ruhe nieder. Ihre Rosse sind so ermüdet, daß sie nur liegend grasen können. Während Alles schon schläft, hält den Kaiser der Schmerz um Roland noch lange wach.

Unterdessen sieht sich Marsilies nach Hilfe um. Der Admiral von Babylon sammelt sein Kriegsvolk in 40 Reichen und kommt selbst mit seiner ganzen Flotte nach Spanien. Auf einer baumlosen Ebene kommt es zur Schlacht. Der Kaiser und der Admiral erkennen einander am hellen Ton ihrer Schlachtrufe und treffen einander inmitten des Schlachtfeldes. Sie sind einer des andern würdig; daher bleibt der Kampf lange unentschieden. Nur durch die Unterstützung des Engels Gabriel gelingt es Karl, seinen Gegner zu tödten. Jetzt fliehen die Heiden und werden bis vor Saragoſſa verfolgt. Wie Marsilies dies hört, stirbt er vor Gram. Die Christen dringen in seine Stadt und zerschmettern alle Götzenbilder. Die Heiden, welche sich nicht taufen lassen, werden getödtet; nur die Königin Bramimunde nicht; der Kaiser führt sie gefangen mit sich fort, um sie durch Liebe zu bekehren.

Wie Karl bei seiner Heimkehr vom spanischen Feldzuge in

seinem Palaste zu Achen absteigt, tritt ihm Uda, ein schönes Fräulein, entgegen und fragt nach ihrem Bräutigam — Roland. Karl meldet ihr weinend seinen Tod und bietet ihr seinen eigenen Sohn zum Ersatz. Aber sie versteht seine Rede nicht; nach Rolands Tode will sie nicht am Leben bleiben. Erblichend fällt sie vor den Füßen des Kaisers nieder. Er zieht sie empor; aber ihr Haupt neigt sich auf seine Schulter. Der Schmerz um Roland hat sie getödtet.

Ueber Ganelon wird Gericht gehalten. Der Kaiser klagt ihn des Verrathes an. Das Gottesurteil entscheidet gegen ihn und er wird gevierteilt. Die Sarazenenkönigin hat sich unterdessen bekehren lassen; sie erhält bei der Taufe den Namen Juliane. In der Nacht erscheint dem Kaiser der Engel Gabriel und fordert ihn auf, einem von Heiden bedrängten Christenherzog zu helfen. Karl aber will nicht recht dran. Er beklagt die Mühsal seines Lebens. Damit bricht das Gedicht plötzlich ab.

Warum endigt es nicht früher? Der erschütternde Tod Rolands, der rührende Udas hätten ihm einen wirksameren Abschluß gegeben, als die Klagen des großen Karl, dessen Größe hier schon bedenklich sich mindert, so daß das Charakterbild, welches die späteren Epen des Sagenkreises von ihm entwerfen, hier schon antizipirt erscheint.

Der verhältnißmäßig matte Schluß des Rolandsliedes scheint darauf hinzudeuten, daß das Ganze desselben von dem französischen Volke des Mittelalters als nur relativ selbständiger Bestandteil eines weit größeren Ganzen aufgefaßt wurde, welches sämtliche Dichtungen des Karlsfagenkreises in sich schloß. In der That liegt es im flüssigen Wesen aller noch lebendigen Volksepik, daß nicht nur einzelne Episoden eines Sagenganzen sich zu selbständigen Dichtungen auszuwachsen streben, sondern auch, daß die auf diese Weise entstandenen Dichtungen durch den inhaltlichen Zusammenhang jenes Sagenganzen noch fest genug zusammengehalten werden, um ohne feste Grenzen ineinanderfließen zu können. Eines Abschlusses in dem Sinne, in welchem wir ihn von einer epischen Kunstichtung verlangen, die einen in Bezug auf Gegenstand oder Auffassung uns neuen Inhalt bringt, bedarf es hier garnicht, da die Volksepik garnicht darauf ausgeht, ihrem Publikum etwas inhaltlich Neues zu bieten. Wenn der Sänger sich damit begnügt,

in seinen Zuhörern nur die Erinnerung an längst Bekanntes und längst Liebgewordenes aufzufrischen, dann kann er mit Sicherheit darauf rechnen, daß das von ihm nur Angeedeutete und damit auch das formell Unabgeschlossene an dem von ihm Vorgetragenen seine Ergänzung und seinen Abschluß in der Phantasie der Zuhörer findet. Das gilt auch von den altfranzösischen Volksagen (*chansons de geste*) des Karlsagenkreises, die wegen ihrer Länge gar nicht anders als stückweise vorgetragen werden konnten, deren Volkstümlichkeit aber jedem einzelnen Stücke gestattete, das Ganze zu vertreten. Da der altfranzösische Sänger, der irgend einen Abschnitt aus dem Rolandsliede vortrug, nicht nur den Gesamtinhalt dieser Dichtung, sondern auch den des ganzen Karlsagenkreises bei seinen Zuhörern als bekannt voraussetzen konnte, so war es von untergeordneter Wichtigkeit, wie er den betreffenden Abschnitt einleitete und wie er ihn abschloß; und dasselbe gilt in gewissem Sinne und Grade auch von dem Ganzen des Rolandsliedes, sofern dieses als ein bloßer Abschnitt aus dem Ganzen des Karlsagenkreises aufgefaßt werden kann.

Was aber auch die Ursache davon sein mag, daß der Schluß des Rolandsliedes so wenig geeignet ist, ein seinem Inhalte fernstehendes Publikum ästhetisch zu befriedigen, jedenfalls steht es in dieser Beziehung im entschiedensten Gegensatz zu demjenigen volkstümlichen Epos, welches innerhalb der deutschen Litteratur eine ähnliche Stellung einnimmt, wie das Rolandslied innerhalb der französischen. Der Siegfried des Nibelungenliedes ist eine ähnliche Lichtgestalt wie Roland. Er stirbt gleich diesem in seiner Jugendblüte durch Verrat, und sein Tod wird ebenfalls durch einen Rachekampf gesühnt. Dennoch kann Siegfried nicht in demselben Sinne als Hauptperson des deutschen Epos gelten, wie Roland als die des französischen, da andere Personen der Dichtung, wie Kriemhilde und namentlich Hagen, ihn nicht nur lange überleben, sondern auch ästhetisch überwirken, obgleich sie ethisch hinter ihm zurückstehn. Sein Tod bildet einen der Höhepunkte des Nibelungenliedes, aber nicht den höchsten. Schon der Tod Nüdigers von Bechelaren wirkt durch den tragischen Konflikt, der ihn herbeiführt, und den Seelenkampf, der ihm vorhergeht, weit ergreifender und zugleich erhebender, als der empörende Mord des hinterrücks angefallenen Siegfried. Der höchste dichterische Höhepunkt des

Nibelungenliedes tritt aber erst am Schlusse desselben ein. Es ist der Heldentod eines ganzen Volkes, welches im Gegensatz zu den Sarazenen des Rolandsliedes unsere ästhetische Teilnahme weit mehr in Anspruch nimmt, als die Sieger, die das Nachwerk an ihm vollziehen. Dabei steigert sich das Interesse an den Begebenheiten, die der Tod Siegfrieds nach sich zieht, fortwährend, bis zur erschütternden Tragik der Schlußkatastrophe, und zwar nicht nur durch die Art, wie die Einzelkämpfe mit ihrer besonders gefärbten Tragik und damit verschiedene dichterische Höhepunkte einander folgen, sondern auch durch die fortwährend zunehmende Bündigkeit der Darstellung, durch welche deren ästhetische Wirksamkeit fortwährend gesteigert wird.

Dieser künstlerische Vorzug des Nibelungenliedes vor dem Rolandsliede ist vielleicht zum Teil darauf zurückzuführen, daß jenes nicht gleich diesem ein Volksepos im eigentlichen Sinne des Wortes ist, sondern nur auf den Namen eines volkstümlichen Kunstepos Anspruch hat. Der Dichter nämlich, der dem volkstümlichen Stoffe des Nibelungenliedes seine endgiltige Gestaltung gab, stand einerseits diesem Stoffe schon fern genug, um ihn seinem persönlichen Geschmacke gemäß gestalten zu können, und hatte andererseits dabei ein Publikum im Auge, welches schon andere ästhetische Anforderungen an eine Dichtung stellte, als ein solches, dem die Volkstümlichkeit des Stoffes allein schon für die Mängel in dessen künstlerischer Gestaltung hinreichenden Ersatz bietet. Aber das Verdienst des letzten Bearbeiters der Dichtung kann sich nur auf nebensächliche Einzelheiten beziehen, da der gesammte Gang der Handlung schon von der Sage vorgezeichnet war, sein ästhetischer Vorzug also das Verdienst des Volkes ist, welches die Sage gedichtet hat. Das geht schon daraus hervor, daß der Vorzug des sich fortwährend steigern den tragischen Interesses mit einem andern Vorzuge des Nibelungenliedes vor dem Rolandsliede innig zusammenhängt, nämlich mit der reicheren Mannigfaltigkeit seiner Charaktere und der größeren Tiefe seiner Charakteristik. Nur wo ein Charakter sich in der Art vor den Augen unserer Phantasie entwickelt, wie es bei den besonders hervorragenden Personen des Nibelungenliedes der Fall ist, kann sich unsere Teilnahme selbst für einen Bösewicht wie Hagen in dem Maße steigern, daß wir von der Tragik seines Todes erschüttert werden.

Eine derartige Charakterentwicklung findet sich im Rolandsliede nirgends, es sei denn, daß man die negative des Kaisers Karl als solche gelten lassen will. Auch ist die Charakteristik in dieser Dichtung zu einseitig, um die in ihr auftretenden Personen wie lebendige menschliche Individualitäten erscheinen zu lassen. Statt eines persönlichen, individuell ausgestatteten Charakters haben sie meistens nur einen Gattungscharakter, und nicht einmal immer einen spezifisch menschlichen. So erscheint z. B. Ganelon, dessen Charakter, im Gegensatz zu demjenigen Hagens, keine einzige Lichtseite aufweist, nur als Teufel in Menschengestalt und könnte daher nur Abscheu erregen, wenn er überhaupt glaublich wäre. Selbst der Hauptheld des Rolandsliedes wird mehr nur durch das Ansehn und die Liebe, die er bei den Seinen genießt, als durch das, was er selber thut und sagt, über die übrigen Personen hervorgehoben; denn seine wunderbaren Heldenthaten sind nur quantitativ von denen seiner Kampfgenossen verschieden. Nur durch einen einzigen Charakterzug wird er zu seinem Freunde Olivier in einen Gegensatz gestellt, und ein einziger Vers genügt, um diesen Gegensatz zu kennzeichnen:

Roland war kühn und Olivier war klug.

Der Freundschaftsbund zwischen diesen beiden so einseitig charakterisirten Personen nimmt trotz der einzelnen rührenden Züge, in denen er sich kundgibt, unsere menschliche und ästhetische Teilnahme lange nicht so stark in Anspruch wie der Freundschaftsbund zwischen dem finstern Meuchelmörder Hagen und dem fröhlichen Spielmann Volker, die durch viel mannigfaltigere, einander ergänzende Gegensätze auf einander angewiesen sein können, weil jeder von ihnen auch in seinem eigenen Innern Gegensätze vereinigt. Es sind hier zwei volle Akkorde, die sich zur Harmonie der Freundschaft verbinden, nicht bloß zwei vereinzelt Töne, wie bei Roland und Olivier.

In ähnlicher Weise, wie diese beiden, werden auch andere hervorragende Personen des Rolandsliedes nur durch je einen Charakterzug gekennzeichnet, z. B. der Baiernherzog Raimes durch die Weisheit des Alters; bei den meisten aber begnügt sich die Dichtung mit der Hervorhebung des alle persönliche Eigenart überdeckenden und unterdrückenden religiösen Gegensatzes zwischen Christen und Heiden; und selbst dieser Gegensatz wird nicht durch

eine Verschiedenheit ihres inneren Wesens, sondern nur durch die äußere Zugehörigkeit zu einer der beiden feindlichen Religionsparteien gekennzeichnet. Eine solche, dem innerlichen Wesen der Religion widerstrebende Auffassung religiöser Gegensätze muß notwendig dazu führen, daß gerade die hingebungsvollste Frömmigkeit am leichtesten in fanatischen Haß gegen Andersgläubige ausartet.

Im Nibelungenliede ist von einem solchen Glaubensfanatismus wohl schon deshalb nichts zu spüren, weil der Sagenstoff, der in ihm geformt ist, seinen Hauptbestandteilen nach aus heidnischer Zeit stammt; aber der Umstand, daß das deutsche Volk, im Gegensatz zum französischen, ebenso wenig zum religiösen wie zum nationalen Fanatismus neigt, mag dabei mitgewirkt haben; denn auch von letzterem findet sich im Nibelungenliede keine Spur. Zwar werden die Hunnen gelegentlich als feige bezeichnet, aber im Allgemeinen kommen sie hier, wie überhaupt in der deutschen Sage und Dichtung, weit besser weg, als in der römischen Geschichtsschreibung. Im Nibelungenliede kämpfen auch auf hunnischer Seite vorwiegend Germanen gegen die dem Untergange geweihten Burgunden, und auf beiden Seiten wird das Heldentum mit gleich unparteiischer, rein menschlicher und rein ästhetischer Teilnahme geschildert.

Auch das Wunderbare, welches im Nibelungenliede so häufig als *Deus ex machina* auftritt, um den Christen zum Siege zu verhelfen oder wenigstens die Eindrucksfähigkeit ihrer Heldenthaten zu steigern, erscheint im Nibelungenliede auf ein verhältnißmäßig bescheidenes Maß beschränkt, und was davon aus dem heidnischen Mythos übriggeblieben ist, wie z. B. die Tarnkappe, hat seinen ursprünglich religiösen Charakter verloren und steht deshalb in einem zu äußerlichen Verhältniß zu den Personen der Dichtung, um die Menschlichkeit ihres Seins und Thuns wesentlich beeinträchtigen zu können. Das Große an der Persönlichkeit und an den Thaten der Helden wirkt hier um so überzeugender und erregt eben deshalb um so mehr unsere Teilnahme, je weniger es ins Uebermenschliche übertrieben wird; denn nur das menschlich Große am Helden ist unserer ästhetischen wie unserer menschlichen Teilnahme erreichbar.

Dem Uebermenschlichen gegenüber, sofern dieses nicht bloß das Erzeugniß eines müßigen Phantasienspiels ist, sondern eine

ernsthafte Forderung der Vernunft und des Gemüths, kann der Mensch nur ein religiöses Verhältniß haben, und ein solches Verhältniß ist es in der That, welches den Geist des Rolandsliedes so sehr bestimmt, daß auf die bis zur Heiligkeit gesteigerte Frömmigkeit seiner Helden ein stärkeres Licht fällt, als auf die rein menschliche Seite ihres Heldentums. Für eine Dichtung aber, die nur nach religiöser Wirkung auf ein frommes Publikum ausgeht, bedarf es keiner großen Kunst. Wie der frühmittelalterliche Heiligenmaler aller weiteren Charakteristik der von ihm gemalten Personen überhoben war, sobald er ihr Haupt mit einem Heiligenscheine umgeben hatte, so konnten die Dichter des Rolandsliedes sich mit einer flachen und einseitigen Charakteristik begnügen, da sie der beabsichtigten Wirkung auf ihr Publikum sicher waren, wenn ihre Helden durch die Wunder, die sie verrichteten, sich als Heilige erwiesen.

Mit der nationalen Bedeutung des Rolandsliedes für das französische Volk verhält es sich nicht wesentlich anders, als mit seiner religiösen Bedeutung für die mittelalterliche Christenheit. Die patriotische Dichtung wird ebenso gut wie die religiöse durch eine außerästhetische Tendenz beherrscht, und nur so weit, als diese es zuläßt, kommt dabei die rein ästhetische Seite der Dichtung als eine Kunst zu ihrem Rechte. So wird auch im Rolandsliede nicht nur die Charakteristik der Personen, sondern in noch weit höherem Grade die Entwicklung der Begebenheiten mehr durch patriotische als durch ästhetische Rücksichten bestimmt. Die Schmach der Niederlage verletzte die Nationaleitelkeit, der Schmerz um die Gefallenen erregte das Rachebedürfniß des Volkes, dem Dichter und Publikum des Rolandsliedes angehören, und die Befriedigung des Bedürfnisses nach Ruhm und Rache lag diesem Volke mehr am Herzen, als die rein ästhetische Befriedigung, wie sie das Nibelungenlied durch die Tragik seiner Schluskkatastrophe gewährt, und wie auch das Rolandslied sie hätte gewähren können, wenn es darauf verzichtet hätte, den tragischen Ernst seines Inhalts durch einen komödienhaften Schluß zu beeinträchtigen.

Allerdings hat das Rolandslied außer seiner religiösen und nationalen Seite auch noch eine rein ästhetische von nicht geringer Bedeutung, und manchen ästhetischen Vorzug hat es auch vor dem Nibelungenliede voraus, obgleich, oder vielmehr, weil die bewußte

Kunst an ihm einen weit geringeren Anteil hat als an diesem. Es ist eine Dichtung aus einem Gusse, weil aus einem Geiste, nämlich aus dem französischen Volksgeiste einer Zeit, die noch keine Kunstichtung kannte und die eben deshalb auch vor den Verirrungen bewahrt blieb, denen die Kunstichtung nur allzu leicht verfällt.

Von solchen Verirrungen ist das Nibelungenlied nicht frei. Dahin gehört z. B. die Wahl der strophischen Form, unter welcher die ursprüngliche Form der unstrophischen Stabreimverse noch oft genug zu Tage tritt. Die ihrem Wesen nach lyrische Nibelungenstrophe bereitet dem Fortgange der epischen Entwicklung durch die feststehende Zahl ihrer paarweise gereimten Verse und mehr noch durch ihren schleppenden Schluß fortwährende Hemmungen, während die Tiradenform geeignet ist, diesen Fortgang überallhin folgsam zu begleiten. Indem der höfische Bearbeiter des Nibelungenliedes die „Kürnbergswiese“ aus der höfischen Lyrik in die volksmäßige Epik übertrug, schädigte er in empfindlicher Weise die Einheitlichkeit im Verhältniß zwischen Form und Inhalt der Dichtung, ohne daß es ihm gelungen wäre, durch die Herstellung einer inhaltlichen Einheitlichkeit, die sich mit derjenigen des Rolandsliedes vergleichen ließe, Ersatz zu bieten. Die Ungleichmäßigkeiten, welche die Entstehung des Ganzen aus verschiedenen selbständigen Liedern mit sich gebracht hat, sind so wenig getilgt, daß man den Versuch hat wagen können, dieses Ganze wieder in seine ursprünglichen Bestandteile zu zerlegen. Der Einheitlichkeit des Rolandsliedes gegenüber, welche allerdings eine weit geringere Mannigfaltigkeit zur Rehrseite hat, wäre solch ein Versuch gänzlich aussichtslos.

In Bezug auf die Darstellung hat das französische Epos ebenfalls einen Vorzug vor dem deutschen voraus. Ist in diesem das seelische Innere der Personen vollkommener, weil vielseitiger, zur Darstellung gelangt, so ist es in jenem das äußere Geschehen, wie es in den Handlungen und den Reden der Personen zu Tage tritt. Auch der Schauplatz dieses Geschehens ist in der Regel hier weit anschaulicher gezeichnet als dort.

Im Allgemeinen läßt sich das ästhetische Verhältniß des Rolandsliedes zum Nibelungenliede als ein ähnliches bezeichnen, wie dasjenige der romanischen Tragödie zur germanischen. Die Vorzüge des Rolandsliedes fallen leichter in die Augen, gleich denen, welche Corneille vor Shakespeare voraus hat; aber die

Vorzüge des Nibelungenliedes wiegen schwerer, denn es sind die Vorzüge Shakespeares vor Corneille.

Zimmerhin ist das Rolandslied nicht nur das bedeutendste Epos des französischen Mittelalters, sondern zugleich eine der bedeutendsten dichterischen Erscheinungen der Weltliteratur. Für den Germanen aber hat es noch ein besonderes Interesse dadurch, daß trotz aller Gegensätze, durch die es sich vom Nibelungenliede unterscheidet, das germanische Element des französischen Volksgeistes stärker in ihm hervortritt als in irgend einem andern französischen Gedichte von ähnlicher Bedeutung. Denn nicht nur die Personennamen dieses Gedichtes sind zum größten Teile germanisch, sondern auch nicht wenig von den in ihm dargestellten Sitten, Zuständen und Anschauungen. Der Franzose Fauriel und der Deutsche Uhland schließen übereinstimmend aus diesem Hervortreten des germanischen Elements im Rolandsliede, daß die ihm zu Grunde liegende Sage schon von den Franken ausgebildet war, ehe sie zu einer französischen Sage wurde. Es ist auch im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Persönlichkeit ihres Haupthelden, dessen Namen nicht in allen Handschriften von Einhards „Leben Karls des Großen“ genannt wird, keine geschichtliche ist, sondern aus der germanischen Göttersage stammt. Dann wäre das Lieblingsideal des französischen Rittertums in dessen Blütezeit ebenso gut germanischen Ursprungs, wie die abligen Geschlechter, aus welchen die Blüte dieses Rittertums hervorging und welche an der Spitze aller der Unternehmungen standen, in welchen Frankreich damals an der Spitze des Abendlandes stand.

Aber wenn auch die Annahme Steinhals, daß der Markgraf Roland nur eine Vermenschlichung des deutschen Gottes Wodan sei, sich als unhaltbar erweisen sollte, so bliebe noch genug von dem übrig, was den Geist des Rolandsliedes, so französisch er ist, von dem der übrigen französischen Dichtungen unterscheidet und in demselben Maße dem Geiste der deutschen Dichtung nähert. Und dies gilt bis zu einem gewissen Grade auch von den übrigen Dichtungen des Karlsagenkreises, wenn auch die späteren unter ihnen manche einzelnen Züge aus den bretonischen Sagenkreisen in sich aufgenommen haben. Von der Artussage mit der ziellosen Abenteuer sucht ihrer irrenden Ritter und von der Gralsage mit ihrer unergründlich geheimnißvollen Symbolik unterscheidet sich die

Karlsage durch die alle Willkür ausschließende Einfachheit und Klarheit in der Motivierung ihrer einzelnen Begebenheiten. Von der Verlogenheit und Frivolität des höfischen Frauendienstes, wie er besonders in der Lyrik Südfrankreichs seine dichterische Verherrlichung fand, ist auch in die späteren Dichtungen des Karlsagenkreises nur wenig hineingedrungen; das Rolandslied aber ist von allen diesen Verirrungen noch eben so frei, wie von dem anmutigen Witz und der heitern Leichtfertigkeit, die den französischen Erzählungen des Mittelalters eigen sind und die den Gesamtcharakter der späteren französischen Dichtung mitbestimmen. Der Franzose, der den Geist jener poetischen Erzählung als „esprit gaulois“ bezeichnet, deutet mit diesem Ausdrucke an, daß er ihn im Gegensatz zum germanischen Elemente des französischen Volksgeistes als eine feltische Eigentümlichkeit desselben betrachtet, und in der That steht dieser Geist im denkbar entschiedensten Gegensatze zu dem des Rolandsliedes mit der rauhen Schlichtheit und dem religiösen Ernste seiner Helden.

Freilich hängt dieser Gegensatz damit zusammen, daß der „gallische Geist“ erst in der Dichtung des späteren Mittelalters zur Geltung gelangte, als der naive Glaube an die allein seligmachende Gewalt der römischen Kirche bereits stark ins Wanken gekommen war, während das Rolandslied schon im religiös gestimmten 11. Jahrhundert sein endgiltiges Gepräge erhalten hatte. Aber die religiöse Stimmung dieser Zeit war zunächst die Stimmung des damaligen Frankreich, und im übrigen Abendlande wesentlich ein Erfolg des Einflusses, den schon das damalige Frankreich auszuüben im Stande war. Das gallisch-feltische Element des französischen Volkes, welches erst mit dem Erstarken des Bürgertums im späteren Mittelalter zu vorwiegender Geltung gelangte, stand während des 11. Jahrhunderts in der Dichtung wie im Staate und selbst in der Kirche noch unter dem beherrschenden Einflusse des germanischen Elements, welchem nicht nur der Adel, sondern auch die höhere Geistlichkeit Nordfrankreichs angehörte. Es war also vorwiegend germanisches Blut, welches damals noch die Hauptrolle in der französischen Geschichte und damit in der Weltgeschichte spielte. Aus Karlsage und Rolandslied aber können wir entnehmen, daß auch germanischer Geist an dieser Hauptrolle seinen Anteil gehabt hat.

Woldemar Masing.

Das erste Jahrzehnt der ehemaligen Universität Dorpat.

Aus den Memoiren des Professors Johann Wilhelm Krause.

(Fortsetzung.)

In dem nämlichen Jahre 1804 wurden auch innere große Landesangelegenheiten eingeleitet. Parrots tief aber kurz ausgesprochenen Worte von der prekären Lage der Bauern in den Ostseeprovinzen hatten gewirkt. — Der Monarch verlangte vom Adel gründliche Abhilfe und erwartete seine Vorschläge darüber. Die livländische Ritterschaft legte sie ihm in dem bekannten Doklad vor, die durch lange Gewohnheit eine Art Gesetzmäßigkeit erhalten hatten, aber durch Willkür und persönliche Gesinnung der Erbherrn keine innere Festigkeit hatten, besonders dadurch, daß der Bauer die Landtagsbeschlüsse in Rücksicht seiner nicht bestimmt erfahren konnte. Jetzt mußten die Verhältnisse genauer bestimmt angegeben werden, deren Beobachtung von nun an gesetzliche Kraft und [die] dem Bauer gedruckt in die Hände gegeben werden sollten. Zugleich kam die große Sache der Volksschulen in Anregung. Der edelste Monarch ließ auch in Rußland zu Petersburg, Kasan und Charkow Universitäten errichten, deren Vorbild Dorpat — mit lokalen Modifikationen — zu sein schien. Der herrliche Plan der Volksbildung mußte aber innern Zusammenhang haben, folglich sollten Kreis- und Gouvernements-Gymnasien vorarbeiten, um Lehrer für die untern Volksschulen und fähige Subjekte für die Akademie und Staatsgeschäfte zu bilden. Riga, Reval und Dorpat bekamen Gymnasien, Verfassung, Stats- und Fundationssummen, und ebenso auch jeder Kreis Kreis- und Elementarschulen. Außerdem wollte der Monarch die Kosten zu Seminarien für Landschullehrer verabsprechen. Der Adel sollte aus jedem Kirchspiele etliche fähige Jünglinge auf drei Jahre dahin schicken, während derselben die Kirchspielschulen mit Industrie-Anstalten verbunden, fundirt, erbaut und eingerichtet werden sollten. — Die Pastoren sollten die Aufsicht

und Leitung der Kirchspiels-, wie in der Folge der untergeordneten Hof- und Gebietschulen übernehmen. Allein diese Herren sagten Nein, sie hätten ohnehin allzuvieler und schwere Geschäfte, und der ihnen vorgelegte Plan kam mit schalen, bittern und hämischen Bemerkungen zurück. Das kam der Edlen Ritter- und Landschaft sehr gelegen, die dargelegte Unmöglichkeit, Land, Leute und Kosten zur Erbauung der Kirchspiels- und Gebietschulen herzugeben, nun auch abseiten der geistlichen Weigerung unterstützen zu können. Die traurigen Kriegeszeiten im Auslande, wo jedoch hier im Lande noch ziemlicher Verkehr stattfand, dienten zur Entschuldigung. Es war ein wesentlicher Verlust, das Aufgeben dieses in einander greifenden Planes, welcher auch nicht auf augenblickliche Ausführung in allen Theilen beabsichtigt war. — Die Universität hatte auf Weißensee (im Dorptschen Kreise, Kirchspiel Kannapäh) ein adliges Wohnhaus auf kaiserl. Kosten einrichten lassen. Der treffliche Prediger, Propst Roth, des Kirchspiels Kannapäh wollte das Seminar eröffnen. Seine seit mehreren Jahren aus eigenem Triebe erhaltene Bauerschule legte das günstigste Zeugniß für die Möglichkeit der Ausführung zu Tage. Er wollte die Schule fortsetzen, die tüchtigsten seiner Zöglinge im Seminar mit Hilfe eines Ober- und Unterlehrers ausbilden und so innerhalb der drei Jahre vielleicht 12 und mehr tüchtige Landschulmeister stellen. Allein — das war nichts! Die Edelleute nahmen ihre Zöglinge aus der trefflichen Pflanzschule in Kannapäh, machten Kiegen- und Kleetenkerle, Kubiaffe, Verwalter, Schreiber und Küster aus denselben, deren Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen, besonders Kopfrechnen, in technischen Arbeiten — als Ackergeräte, Korbflechten, Obstbaumzucht, bessere Bienenbehandlung zc. — sie näher unter die Augen der Großherren brachte und dem kurzen Inbegriff aller Wissenschaften, d. h. der Karbatsche fast strenger als die rohen Subjekte unterwarf. Das ist nichts, hieß es, die Racaille lernt nur raisonniren, Gott bewahre! Laß Gott bewahren! Der gelehrte Knecht muß doppelte Streiche bekommen, das ist der heiligen Schrift gemäß. — Bravo!

Die Universität bekam nun auf Veranstaltung des Oberschuldirektorii in Petersburg den Auftrag, aus den in der Pädagogik erfahrenen Mitgliedern des Konseils eine besondere Behörde zu bilden, welche alles zum Schulwesen Erforderliche beraten, statu-

tarisch zusammenstellen, höheren Orts unterlegen und Bestätigung oder Modifikationen erwarten, dann ausführen und für die Beachtung des Befohlenen verantwortlich sein sollte, und zwar gratis — Nebenarbeit — honoris causa.

1804—1805. Nun ging ein unübersehbares Heer von Arbeiten, Sorgen, Mühen und bitteren Erfahrungen an. Man machte Statuten und Stats, sie wurden ohne viele Modifikationen bestätigt; allein der Geist des Widerspruchs, des Besserwissens waltete überall vor, besonders bei den Magistraten der Städte, welche die Schulfonds nach Belieben verwaltet hatten, die aber jetzt genauere Rechenschaft ablegen, den reinen Bestand als contribuum aufgeben und sich einer schärferen Kontrolle unterwerfen sollten, ohne ferner in der Verwaltung und Anordnung den Vorsitz und die Direktion zu behalten. Man beschwerte sich über Verletzung alter wohlbegründeter Rechte, man sah die Universitäts-Exekutoren als eigenmächtige Usurpatoren an, die nur ihren Vorteil zu befördern suchten. Besonders hart hielt es, wo die Geistlichkeit zeither die Oberaufsicht geführt hatte. Eine Art päpstlicher Infallibilität scheint immer noch mit dem Kragen unzertrennlich zu sein. Unterdessen schritt die Reform der alten Schulen, obgleich langsam, vorwärts, aber zur bessern Foundation der neuen entzog sich, wer nur konnte, Beiträge zu liefern. Es gab viele verzweifelt schmal besponnene Lehrerstellen; man mußte mit der Wahl der Lehrer und ihrer Tüchtigkeit es nicht genau nehmen; daher blieben mehrere Schulen unter der mäßigen Erwartung. Auch ergriffen viele Eltern das wahrhaft liberale Geschenk des wohlfeileren Unterrichts ihrer Kinder nicht mit der dankbaren Anerkennung, die man erwartet hatte. Der Bedarf nach Unterricht ist bei weitem noch nicht allgemein erwacht.

Die Schulkommission hat den jedesmaligen Rektor zum Vorsitziger, sechs Konseilsmitglieder als jährliche Revidenten, welche nach freier Wahl je einer ein Gouvernement bereisen und den effektiven Bestand referiren, wie sie ihn befunden haben im Gymnasium, in der Kreis- und in den Elementar- und Volksschulen der Städte. Außer der Methode revidiren sie auch das christliche Betragen der Lehrer unter einander, der Lehrer gegen den Direktor und Inspektor, dann die Kasse und die Buchführung, endlich auch das Bauwesen. Sonderbar genug, daß sich bei so viel meist hochstudirten Leuten

harte Anomalien, selbst tüchtige Kassendefekte und totale Verwirrung in den Rechnungen nach gegebenen einfachen Schematen vorfanden, deren Urheber nur durch schonende Behandlung der Revidenten und schleunige Unterstützung der Geldfreunde vom Verderben gerettet werden konnten.

Anfangs reiseten die Herrn Schulrevidenten recht gern in den Sommerferien auf Kosten der Krone besonders nach Kurland, Riga, Neval, Wiburg. Man lernte Land und Leute kennen, mancher suchte auch zu imponiren und sein Licht leuchten zu lassen und dann nebenbei die Rechnung der Reisekosten so zu stellen, daß man in Petersburg an der beachteten weisen Sparsamkeit zweifelte. Dieser Umstand wurde in der Folge nach verhältnißmäßigen Entfernungen und Preisen beschränkt, auf den Revidenten allein, nicht auf die ihn begleitenden Frauen und Kinder berechnet. Einige dieser Herren Revidenten lagerten sich bei einem Lehrer ein und bezogen die täglichen Diäten für sich, ohne den ohnehin enge wohnenden Lehrer zu entschädigen. Die Meisten jedoch waren gerechter. In den neueren Zeiten nach 1817 hat die Liebhaberei zu diesen Revisionsreisen sich merklich vermindert, besonders da die alten Professoren entweder verstorben, abgegangen oder verstorben sind und die alten obstinaten Lehrer und Ortsobern diesem Schicksal ebenfalls unterlagen, die Neuen aber beiderseits nach der nun eingeübten Form verfahren und sich dabei wohl befinden.

Jede der Universitätsbehörden hat eine Kanzlei und jede wiederum einen Sekretarius, Archivarius und Schreiber. Man hatte von Anfang die eigentliche Registratur nicht sonderlich studirt. Die höchst nötige Ordnung der Akten in jedem Fache wäre leicht zu erhalten gewesen, wenn man einen einfachen Plan angenommen [hätte] und auf die im Verlaufe der Zeit sich mehrenden Papierherrlichkeiten in Rücksicht des Raumes bedacht gewesen wäre. Zwar wurden im Souterrain des Hauptgebäudes zwei große Gewölbe zu diesem Behufe mit allem Fleiße angelegt, allein sie scheinen allzu unbequem für die Offizianten zu sein; man benugt sie nicht. Und so befinden sich denn die Archive wohl nicht in der Ordnung und die Registratur zu denselben zum bequemen erleichternden Gebrauche. Eine so triviale Einrichtung ist fraglos nicht nach dem Geschmacke der Gelehrten, sie hat aber merklichen Einfluß auf die Geschäfte und auf die freudige Sicherheit der durchzuführenden

Arbeiten, die sich doch am Ende stets auf die zuerst angesponnenen Fäden des Anfangs beziehen und genügend vollendet werden können. Nach einem Viertel-Jahrhundert wird das Ordnen schon eine herkulische Arbeit, wenn auch die Tischregister einen Leitfaden geben.

Bemerkungen über einige von den ersten Professoren.

Lorenz Ewers,

ein Schwede, geboren 1740?, studirte Theologie in Lund. Auf wessen Empfehlung er nach Livland kam, ist unbekannt. Vielleicht erfährt man dereinst etwas Genaueres. Er wurde als Rektor der Dorptschen Stadtschule berufen, welche seit der russischen Eroberung bei der Armut und in Schutthäufen größtenteils liegenden Stadt keine große Frequenz haben konnte, da nach dem siebenjährigen Kriege auch der Adel des Landes noch keinen besondern Trieb zu Kunst und Wissenschaft äußerte. 1775 erlebte er die große Feuersbrunst, wo über zwei Drittel der Häuser von Holz eingäschert wurden, welche klein und leicht auf den Schutthäufen von den 1721 aus der russischen Gefangenschaft zurückkehrenden Einwohnern waren errichtet worden (confer Oberpastor Lenz, Skizze einer Geschichte der Stadt Dorpat. 1803). Das nordwestliche Revier der Stadt blieb stehen, von welchem die Lehrerwohnungen und die Bürgerhäuser an der Marien- und Breitstraße zc. ein Zeugniß von der damaligen Bauart ablegen.

Unser Lorenz war unverheiratet. Wohlthun im Stillen war eine seiner wenigen Liebhabereien. Um sie üben zu können, beschränkte er sich in Allem bis aufs Neueste bei dem jährlichen kleinen Gehalte von . . . Rubeln und gewiß sehr geringen Honorar. Ein edler Mann im eigentlichen Sinne des Wortes.

Um eben diese Zeit hatte das Fortifikationswesen des Doms begonnen. Die zerstörten Festungswerke, von den Schweden während ihrer Herrschaft über Liv- und Estland von 1625 bis 1704 nach damals neuester Manier, statt der massiven Thürme auf den vorspringenden Winkeln, mit Bollwerken und gesenkten Flanken versehen, sollten nun wieder zu einem haltbaren Waffenplaz hergestellt werden. Der Feldzeugmeister v. Villebois bekam den Auftrag. Man arbeitete bis 1778, nahm vielen Einwohnern Häuser und Grundstücke weg. Der Raum in der Stadt, wo jetzt das

Universitäts-Hauptgebäude sich befindet und die wohlerhaltene Ruine der Marien- oder Schwedischen Garnisonskirche stand — 1804 gab es noch etliche alte Bürger, welche die Kanzel in derselben, halb zerstört, gesehen hatten — sollte das Zeughaus aufnehmen, und die abgetragenen Mauern derselben wurden zum Pulverfeller verwendet. Der ganze Raum zwischen dem russischen Markte und dem jetzigen Kaufhose diente zum Stückhose und zur Wagenburg oder Obose; und das südliche Revier des Feldes oder den Mistberg und Pöplers Land hatten die Bombardire mit ihren Werkstätten inne. Die arme Bürgerschaft wurde oft hart bedrängt. Sie brachte endlich ihre Klagen vor den Thron. Eine spezielle Kommission sollte die Grundstücke und Gebäude taxiren, welche das Fortifikationswesen zu brauchen glaubte. Allein die Entschädigungssumme fiel weit unter die Hälfte des Realwertes. Neue Klagen ermüdeten. Endlich 1778 gab die Regierung die Idee ganz auf, aus dem Dome einen Waffenplatz und ein Militärdepot zu machen. Etliche 100 Mann Soldaten und deren Lazareth blieben daselbst. Ein Major von Nettelhorst war Kommandant, der die vorhandenen Materialien zum Besten der Krone veräußerte, die Bruchstücke und die Grüserei zu seinem Vorteile benutzte, bis etwa 1798 derselbe abzog. Die kleine Besatzung mußte auf Kosten der Bürgerschaft in der Kaserne beherberget werden. Diese Kaserne ruhte zum Teil auf den Fundamenten der ehemaligen Domherren. Von dieser Zeit an datirte sich die Zerstörung der Kirchenruine [des Doms] und der Fortifikationswerke. Die Bürger kauften die alten Ziegel und Werkstücke wohlfeil, bauten stattliche Häuser mit denselben in der Stadt; das Areal des Doms wurde Viehweide. Mit der kaiserl. Verleihung 1799 zur Errichtung einer Universität änderte sich nun das ganze Verhältniß zwischen Dom und Stadt. Es entstanden, wie oben erwähnt (S. 248), unendliche Plackereien, welche wohl eine genauere Auseinandersetzung verdienen, um den obwaltenden Geist, den Wirkungskreis der Universität kennen zu lernen und daraus zu ersehen, woran es lag, daß man die Erfolge im In- und Auslande dem öffentlichen Werte und Kostenaufwande so wenig [entsprechend und] befriedigend fand.

1800. Dezember 10. *). Der alte Ehren-Lorenz Ewers,

*) Es ist unklar, worauf sich dieses Datum bezieht, vermutlich auf den Tag der Wokation des alten Ewers.

num Senior der Professoren und erster Rektor magnificus, hielt fest an dem scharf orthodoxen Systeme, lebte mehr als Professor seinem Fache. Die Rektoratsgeschäfte störten seinen Himmelsweg. Er gab nach Verlauf des ersten Jahres dies mühselige Amt auf, nahm es niemals wieder an, doch verwaltete er das Dekanat seiner Fakultät, wenn die Reihe ihn traf. Sein Gehör war schon schwer, es verschlimmerte sich mehr und mehr, auch seine Augen bedurften künstlicher Hilfe. Mit Eifer unterstützte er Alles, was recht und billig war, und arme Studenten fanden stets an ihm einen väterlichen Freund und Wohlthäter. Er setzte für seine Person die frugale Lebensart fort, um mit seinem Gehalte desto weiter reichen zu können. Hier hat sein Engel ihm wohl viel zu Gute geschrieben. Von 1809—1817 verminderten die Zeitumstände das Gehalt von 2000 Rub. Banco = 1200 Rubl. Silber auf 500 Rubl. Silber. Ohne Familie konnte er es noch mit ansehen, allein alle Uebrigen gerieten in Schulden.

Der neue Herr Kurator, Graf Lieven, brachte endlich einen neuen verbesserten Etat — 5000 Rubl. Bko. und 500 Rubl. Quartiergeld — Bestätigung der Pensionen für Wittwen und Waisen. Meister Lorenz Ewers, den doch oft die Schwächen des Alters anwandelten, glaubte einem armen Mädchen doch eine Jahresgage nach seinem Tode zusichern zu können; mehr als 40jähriger und wahrhaft saurer Dienst hatte gerechte Ansprüche begründet.

Er verband sich ehelich mit einer Wdwl. Ledebur in seinem . . . Jahre auf mutuum adjutorium. Die junge Frau nahm ihre alte Mutter zu sich, man nahm und gab Besuche, machte ein Haus, aber Lorenz blieb bei seiner alten Junggesellenwirtschaft und Sitte — trug seine alten Kleider aus den 1770-ern. Seine Lustwandeltgänge setzte er bei jeder Witterung fort. Bei dem abnehmenden Lichte der Augen und fast gänzlicher Taubheit geriet er oft in Lebensgefahr. Nicht selten verlor er den Zusammenhang seiner Gänge, wußte nicht mehr, wo er sich befand, litt aber keinen Begleiter. Man mußte es künstlich anfangen, um in seiner Nähe zu bleiben, wie zufällig ihm bei gefährlichen Lagen beizustehen und nach Hause zu begleiten. 1826 wurde er wider seinen Willen emeritirt. Er glaubte sich als Hauptstütze der reinen Lehre, wähnte, den jungen Theologen noch viel nützen zu können; allein sie

befuchten seine Vorlesungen nur honoris causa, viele lachten ihn aus. Sein Vortrag war weitschweifig und wegen Mangel der Zähne undeutlich. Die neuen Kollegen, höflich human — theologisch ehrerbietig — achteten ihn = alter Concordanz — Quenstädt — sich erleuchtet und auserwählt. Das that ihm weh. — 1827 endeten sich dann auch seine wirklich gefährvollen Wandelgänge. Er glitschte aus, brach den Hüftknochen — obern Schenkelknochen — und nun mußte er sich, sonst noch allerwärts beschädigt, in seine Wohnung schaffen lassen. Mit bewundernswürdigem Mute überstand er die Operation, ein gänzlich Unvermögen hielt ihn ruhig während der Kur. Nach 6—8 Wochen hatte seine Geduld ein Ende; doch ist er unfähig, das Zimmer zu verlassen. Seine teure Ehehälfte, wohl 40, ist ebenfalls taub, hysterisch. Das Leben wird beiden nicht angenehm. . .

* * *

P a r r o t s

Herkunft ist oben (S. 230) bei Gelegenheit der Dekonom. Sozietät erwähnt worden. Seine Vocation — 1800, Dezember 10. Der passive Zustand unter dem adligen Kuratorio, seine [Parrots] Thätigkeit bei der wichtigen Reform der Universität, bei der Organisation des Schulwesens, bei der aufgetragenen Beratung über den Zustand der Bauerverfassung mit Obrist von Sivers, Generalsuperintendent Dankwart, Propst Roth zc. sind [bereits] in den Hauptsachen angedeutet.

Diese Beratung äußerte großen Einfluß auf den Doklad des Abels 1804.

Durch diese Angelegenheiten in Universitäts-, Bauer- und Schulsachen wurde Parrot dem Monarchen bekannter. Seine Grundsätze, sein schneller Umfassungsblick, seine natürliche Beredsamkeit und französische Sprachfertigkeit machten ihn beliebt und die edle Uneigennützigkeit gewann ihm Vertrauen. Die Angelegenheiten der Universität erforderten viel Unterlegungen, die denn nicht immer dem Erfordernisse nach schnell genug oder nicht in dem Sinne expedirt wurden, den die Umstände erzeugten und forderten. Parrot reiste oft nach Petersburg, hatte oft das Glück, Privataudienz zu erhalten, erhielt da und dort Aufträge anderer Art, die er mit Beifall ausrichtete. Der Monarch bot ihm an, in seiner Nähe zu bleiben, er aber zog es vor, Dorptscher Professor

zu sein, dieses Werk in dem Sinne des erhabenen Wohlthäters nach Möglichkeit auszuführen und den ruhigen Gang desselben zu sichern. Der Monarch begriff die Wichtigkeit dieser Anstalt, was sie für die Ostseeprovinzen und diese fürs Reich werden konnten. Dorpat gab das Modell zu den übrigen Universitäten und Schulanstalten, kurz Parrot war der Mann nach seinem Herzen. Daher entstanden denn die Aufträge zu den oben erwähnten Beratungen in der Bauernsache zc. So lange seine Wirksamkeit sich auf die Provinzen erstreckte, ließen die Großen ihn ziemlich ungestört walten, allein so wie er über diesen Kreis sich hinaus wagte, wars vorbei. Die Kriegesangelegenheiten seit 1805 entfernten den Monarchen eben so oft, als sie ihm diese Spezialangelegenheit entfremdeten. Parrot schrieb ein Compendium über die Physik und eine französische Dedikation an den Kaiser, worin er dem Publikum die an Vertraulichkeit grenzenden Verhältnisse, womit der Monarch ihn beehrt hatte, nicht ganz ohne Eitelkeit vorlegte. Dieses schien seiner Feinheit zuwider zu sein — ein Dorptscher Professor sollte Einfluß bis zu dem Grade häuslicher Verhältnisse auf ihn [den Kaiser gewonnen haben] — und der sollte, obgleich unendlich fein, es sich rühmen dürfen? Dieses Gefühl, von andren aufgereizt und weiter fortgebildet, stimmte den Allerredelsten kühler im Benehmen gegen Parrot. Sonst honorirte der Monarch jede kleine ihm bedizirte Schrift mit ansehnlichen Geschenken, und von diesem Werke nahm er keine Notiz, machte nun Parrots früher in der warmen Periode gethane Aeußerung geltend: einem Freunde dürfe kein Geschenk Verbindlichkeit auflegen, das Herz müsse seine Freiheit erhalten.

1811. Die Franzosen rüsteten zum Einfalle in Rußland, man glaubte in Petersburg Telegraphen nötig zu haben. Parrot als Optiker bekam den Auftrag, einen Feld-Telegraphen anzufertigen — bon! — im Nebelklima auf 12—14 Weite auspunktirt und marsch damit nach Petersburg. Barclay war damals Kriegsminister. Der Monarch besuchte diese Anstalt, beobachtete und notirte die Signale selbst — freundlich, höflich kalt gegen den Ihm sonst so nahe stehenden Parrot. Die Arbeitskosten wurden ersetzt, der Obrist Gtesparre sollte deren mehrere machen lassen. Nach vielen Versuchen gelangte Parrot endlich noch einmal 1812 zur Privataudiens, die mißliche Lage des Staates machte den Hauptgegenstand

der Unterhaltung; der Abschied kurz, doch herzlich. — Die große Angelegenheit des Reichs endete glorreich für Alexander, aber die Nachwehen der Anstrengung und die Umgestaltung so vieler äußerer und innerer Verhältnisse wirkten drückend auf den innern Verkehr. Alle Lebenserfordernisse erhöhten sich im Preise. Das Papiergeld sank fast ums Dreifache gegen Silber (1 Rthl. Alb. = 5,10 Kop. Bfo. — 1 Rubl. S. M. = 4,15 Kop. Bfo.). Es entstand von 1812—1817 eine große Not bei allen auf Gehalt stehenden Offizianten.

Der Herr Kurator, General Klinger, verlor seinen Sohn bei Borodino, mit diesem Verluste sank sein Mut. Ziemlich genau mit dem ganzen Räberwerke der Staatsmaschine bekannt, konnte er für Dorpat wenig thun. Seine ernstesten Lebensansichten verschafften ihm wenig Freunde. Man nahm ihm die Direktion des großen Kadettenkorps. Er entsagte der Kuratel der Dorptschen Universität und deren Dependencien, Schulen zc. und zog sich ins stillere verantwortlichkeitslose Privatleben zurück. Parrot hatte früher Gelegenheit gehabt, einige Unbilden für den wackern General und Kurator bei dem Monarchen auszugleichen, er wurde nun auch hier Hausfreund. Nowosilzow, Czartoryskij und andre ließen seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, aber auch weiter nichts, sie sanken in der Folge, wie er, ins Unvermögen, sich geltend zu erhalten.

In dem Zeitraume der Not, wo Parrot einen Sohn als Theologen, einen Sohn als Arzt und auf Reisen zu unterhalten hatte und doch liberal, hilfreich und konventionsmäßig leben wollte, geriet er in Schulden, außer dem Kapital, wofür er Haus und Garten gekauft hatte, und dennoch sprach er nicht selten von großen Dingen und großem Kredit.

1817. Der neue Herr Kurator, Graf Lieven, verschaffte der Universität die laut Fundationsakte von 1812 fällige Verbesserung des Stats, statt 2500 Rbl. — 5000 und 500 Rbl. Quartier[gelder]. Gegen Parrot schien etwas im Hintergrunde zu liegen, es wollte sich kein solches Verhältniß wie mit General Klinger an- und ausspinnen. Der neue Rektor Gustav Emers stieg sichtlich, Parrots Bedeutsamkeit nicht verkennend. Parrot geriet in Not, er mußte zu dem für ihn gewiß unerhörten Mittel seine Zuflucht nehmen, nämlich seine Verdienste und Erfindungen aufzuzählen

und sich eine Belohnung vom Monarchen zu erbitten. Das war stark. 15,000 Rbl. Geschenk oder Belohnung deckten nur die dringendsten Schulden. Er spekulierte, um viel Geld zu verdienen, schrieb ein 6 Bände reiches Werk: Unterhaltungen über die Physik, und zwar im eignen Verlage. 4000 Rbl. S. M. schoß der berühmte Banquier Klein in Riga dazu vor. Auf dem Papiere war der Plan richtig und vorteilhaft, in der Ausführung aber stockte es. 50 Rbl. Pränumeration lockte wenig an und die schmeichelhafte Hoffnung auf guten Absatz in Deutschland und Frankreich schlug fehl. Klein machte Bankerott und ersäuftete sich, Parrot wandte sich wieder bittweise an den Monarchen, der 300 Exemplare und wieder mit 15,000 Rbl. Bfo. bezahlte. Dadurch half er sich aus der dringendsten Verlegenheit. Während dieser Zeit war es ihm auch gelungen, seine beiden Söhne zu versorgen.

Wilhelm, der älteste, Kandidat der Theologie, fischte nach einigen vakanten Pfarrstellen, um mit einer halb und halb versprochenen schönen Seele den Amtsweg zu wallen. Die schöne Burtnecksche Pfarre erledigte sich. Der Generalsuperintendent Sonntag hatte eine von der Thürschwelle aufgenommene Pflegetochter zu versorgen. Wilhelm bewarb sich um diese und zog mit ihr als bene meritus pastor voll Salbung daselbst ein. Etliche Jahre später bekam er auf starken Impuls der Väter ein neues steinernes Wohnhaus. Lebte friedlich und still ohne Kinder.

Fritz, der jüngste, voll Talent, Geist, Ernst, Entschlossenheit, reiste 1811 mit dem Herrn von Engelhardt, einem Mineralogen aus der Wernerschen Schule, die Karpathen zu besuchen. Da dies des Türkenkrieges wegen fehl schlug, besuchten sie die Krim — und dann durch Kuban, nivellirten durchs Barometer von Kertsch längs dem Kubanfluß bis zum Beschtai und Terek, suchten die Quellen desselben, bestiegen den Kasbek und operirten längs dem Terek bis Kislar am Kaspiischen Meer, fanden, daß dieses 54 Toisen niedriger als das Schwarze Meer liege, und ernteten Beifall und Ehre bei Gelehrten und anerkannt großen Reisenden (v. Humboldt, Ramond) ein. Fritz promovirte in der Medizin und Chirurgie, besuchte Wien, Würzburg, Pavia, nivellirte zur Lustbarkeit von Mailand aus den Monte Rosa, besuchte den Vaterbruder, ehemals Kammerdirektor von Parrot im Würtembergischen, damals privatfirrend im Gernsbacher Murgthal [Baden] als Holzhändler, zog

wieder nach Würzburg, dann als Stabsdoktor mit der russischen Armee nach Paris, verließ aber bald den Dienst, flog nach Gernsbach und ließ sein Herz der holden Koufine Henriette zurück, als er den Entschluß, die Pyrenäen zu bereisen, ausführte. Auf der Hinreise besuchte er die väterliche Heimat Mümpelgard, fand Alles fremd, eilte über Lyon, Nimes, Montpellier, Toulouse, Auch, Bayonne und nivellirte von Bidassoa den ganzen Gebirgskamm bis Roussillon, kehrte nach Gernsbach zurück, setzte sich in Heilbronn als Augenarzt, um häuslich mit der Herzensfreundin glücklich zu sein. Doch der väterlichen Sorgfalt gelang es, in Dorpat ihm eine Professur der Physiologie und Pathologie zu ermitteln. 1820—1821. Fritz wollte nicht, der Vater befahl, er kam, richtete sich ein und ein Jahr darauf brachte ihm der Onkel und Schwiegervater die geliebte Tochter, der er bis Polangen entgegen reiste. Im Julius (1821) führte er sie hier [Dorpat] ein, die Trauung geschah in der Kirche, und gleich nachher zogen sie aufs Land zu einer Tante, ohne irgend eine der gewöhnlichen Ceremonien zu feiern. Und so war denn auch ihre häusliche Verfassung in der Stadt, ohne Besuche zu geben oder zu nehmen. Der Alte reiste ab und zu nach Deutschland. Nach etlichen Jahren erst zeigte sich der Zweck der Ehe. Am Christtage 1825 entschwand sie der Erde und hinterließ ihm ein acht Wochen altes Töchterlein, das er mit Kuhmilch und mit musterhafter Sorgfalt erzog. Die einfach behandelte Natur segnete die seltene Vatertreue. Eine deutsche Wärterin, die schon die entschlafene Mutter als Kind gepflegt hatte, erleichterte dieses treffliche Unternehmen.

Der Vater, Professor Parrot, trat nun das 25. Dienstjahr an. Das größte Unglück seines Lebens traf ihn, als Alexander am 19. November 1825 in Taganrog unvermuthet, noch nicht volle 48 Jahre alt, starb. Mit ihm verlor er Alles, was ihm auf Erden teuer war. Die Nachricht kam erst am 27. d. M. nach Petersburg, am 30. nach Dorpat. Und vier Wochen später der Trauerfall mit des geliebten Sohnes Ehefreundin, das war zu stark, fast übermannte es ihn, der Lebensplan auf ein ruhiges Alter war gewaltsam zerrissen. Und doch beschäftigte ihn der Bau eines Deklinatoriums 1826. Es schlug fehl — Verdruß. Das bewegliche Gehäule des neuen und einzigen Refraktors der Sternwarte — von Frauenhofer in München — setzte ihn wieder in

Thätigkeit. Die Hoffnung auf eine Kronsarrende vereitelte sich, statt dessen gab man ihm den Annenorden um den Hals. Der von ihm empfohlene Nachfolger im Amte wurde nicht angenommen — eine glückliche Wendung führte den Sohn Friß auf seinen Lehrstuhl — und er [der Vater] bewarb sich um die Stelle eines Akademikers in Petersburg. Die Unterhandlungen wegen der Pension, auch für die Frau nach seinem Heimgange, wegen so mancherlei Bedingungen bei der Akademie zc., die verzögerte Bestätigung des neuen Monarchen zc. — Alles verdroß ihn. Das auf sein Haus ingrossirte Kapital verleidete ihm die letzten Tage in Dorpat. Am 27. November 1826 verließ er Dorpat. Seine Verdienste um die Universität wird die Nachwelt erst schätzen. Jetzt sah ihm fast Niemand mit besonderer Trauer nach, sein stetes Imponiren ließ wenige traute Freunde aufkommen.

* * *

Georg Friedr. Böschmann

aus Naumburg an der Saale, ppter 1766 geboren, ein Leipziger Magister, guter Philolog und Geschichtskenner, für Buchhändler als Uebersetzer und Redakteur arbeitend, aber schlecht besoldet, kam 1799 als wandernde Muse nach Riga; gab einige Privatstunden, wurde mit kenntnißreichen jungen Kaufleuten, besonders mit einem wackern Brederlow bekannt. Sein litterarischer Ruf machte ihn auch als Dichter bekannt, und sein freundliches, anspruchsloses Leben beliebt. Lehrberg lernte ihn kennen, und dieser brachte es bei seinem Prinzipal, dem Herrn Kurator Graf Manteuffel, dahin, daß er 1800 den 10. Dezember die Vokation als professor historiarum nach der neuen Alma Dorpatensis bekam.

Ohne eigentliche Kenntniß des Landes, der Verfassung, des Adels — denn der Bürgerstand außer Riga bedeutete nicht viel — fühlte er sehr bald das Schwierige einer schwanfend begründeten Lehranstalt. Professor einer Universität, einer Adelsuniversität war ein neues neckisches Wesen fürs Publikum. Der angeerbte Begriff vom Hörensagen: Professor und Wundertier von Kenntnissen, ebenso pedantisch als asketisch einander gleich, — paßte weder auf Böschmann noch Parrot. Dieser populär, aber vielweßrig und eingreifend und als Physiker und Mathematiker ein unbekanntes, aber sehr gewandtes Wesen, jener eine treuherzige, harmlose Thüringer Seele, voll Erudition und Lebenslust, ohne sogenannten

weisen Argwohn und doch auch wieder [mit] einem leichten Anflug zierlicher Magister-Würde, philologischer Unwissenheit und gelehrter Wichtigkeit. Beide, dem alten Lorenzo [Ewers] an Weltfönn, Gewandtheit überlegen, paßten nicht in den herkömmlichen Begriff. Die alten Pfarrherrn schüttelten die weisen Häupter, und doch, das flügllich und apodiktisch angewandte $x + y$, wie die Fertigkeit im Griechischen, Lateinischen, Dogmengeschichte, bei den Wohllehrwürden ziemlich verrostet, empfahl Behutsamkeit, ohne ein bedeutungsvolles Achselzucken zu hindern. Die alten Edelherrn, etwa Majore, Kapitäne in kurzem Dienste und langem Gelde, redeten von Blafsch . . . und von so großer Sage für bloßes Maulharsen, und wie die Welt ohne viel Redens und Gethue wohl fertig werden könnte, indem sie das Salz der Erde, die Stütze des Throns, die Leute vor den Riß 2c. wären. Die jungen Herren, von Reisen zurückgekommen, meinten, solche Brüder Studios dienten nur zum Spaßmachen, vom Himmelswege schnacken und ein gutes Bostonspielchen, auch nebenbei den Beobachter, mitunter wohl den Angeber zu machen, oder die Prozesse durch redende Mastochsen, in die Küche gesandt, gut durchzuführen, eine gute Rechnung zu stellen, eine klare Sache zu verwirren. Man kenne sie von Universitäten her — da, ärmliche Kalbaunenschlucker, Stundengeber für 6 Pfennige — und jetzt? Man müsse sie kurz halten! — Die Bürgerleute maßen sie [die Professoren und Studenten] nach ihrer Manier. Kurz, die Gesinnungen im Allgemeinen schienen ihrem Frieden nicht günstig sich zu äußern. Bei den Nationalrussen ist ein Professor und gemeiner Utschitel [Lehrer] ziemlich gleichlautend. Student wurde, wer sich meldete. Der erste ein anmaßender Bursche von Anlagen und leichtem Fassungsvermögen, Sohn eines abgesetzten Stadtsekretärs und verwirrten Juristen, Jenenser der berüchtigten Art [G. Petersen]. Der säete den ersten Unkrautsamen der akademischen Freiheit, obgleich nur vom Hörensagen, aber desto genievoller ausstaffirt, verdrehte den jungen Wildlingen die Köpfe, brüstete sich [mit] allerlei Streichen, rühmte sich des glücklichen Hörnermachens, besonders der Günstbezeugungen einer Frau von * *. Ausländische wandernde Musen fanden sich hier ein, es entwickelte sich kein guter Geist, Renommiren aller Art nahm überhand, die vom Auslande zurückberufenen Landesfinder brachten keinen Segen von da in die Heimat.

Böschmann wurde durch seine freundlichen humanen Sitten und stets heiteren Sinn bald bekannt, beliebt. Der Adel benahm sich vornehm, natürlich — patroni und Brodherrn! Was sich an abgedonnerten Kapitänen, Lieutenants, Fähnrichen zc. zu demselben rechnete, ahmte ihm nach. Mit unendlich holder Miene hieß es: ein charmanter Mann, unser Professor! hä, hä, hä! Außer dem Hauptkurator, Senateur, Ritter, geheimer Rat zc., reichen Majoratsherrn von Ringen, Graf Manteuffel, waren noch Kuratoren: von Lettland — Karl von Transehe auf Selsau, von Kurland — von Hoven und Schöping, von Estland — von Baranoff auf Tschelfer. Geschäftsführender Vizekurator — von Ungern-Sternberg. Geschäftsführender Syndikus — sein jüngerer Bruder, 20 Jahre alt ppter, aus dem Hause Errestfer, Herrnhuter. (Der Vater hatte das Ansehen eines Herrnhutschen Helfers. Der Bruder desselben auf Dagen [Dagden]-Insel: Seeräuber — falsche Baken — Mörder, Schleichhändler. Der zweite Bruder desselben auf Pöddel[n] und Homeln bei Walk = aus den Zeiten des Faustrechts. Ja, ich sage, laß Gott bewahren! Nachbar Patkul von Karkel, nicht schlimmer, brach den Hals — 1787—1794*.)

Diese Familien in weit verzweigter Sippschaft spielten die Erbherren eines neugebacknen Professormesens — nicht Fisch, nicht Fleisch — nicht Herr, nicht indirekter Sklav — und doch magenerbunterthan unter zwielichtigen, nicht herzerhebenden Umständen. Der deutsche Magen kann den Schmachtriemen enger schnüren, nach einer Wassersuppe die Zähne stochern und sich frei fühlen; der lettische, estnische Magen vermag das nicht. Nur satt, je schmächhafter, je besser; viel, viel — wer weiß, wie lange es vorhält — nehmen nach Gefallen von dem, der nicht mauzen darf! Sehen, wo mehr und noch leichter unter irgend einem zusammengeflickten Rechtstitel herkommt! Ukas und Dubbin und Knut warten hinter der Thür. Wer nicht darf, ist unadlig, wer nicht will, Bürgerpack. Raisoniren? Rutsch, matsch oder marsch. Viele der Bürgerlichen ahmen mit Glück nach; Einsicht, Ansicht bequemen sich bald, und daher Patronat und Gnadenblick.

Freundlicher sah es in den Kreisen der Rathsherrn und des Mittelstandes aus. Bürgermeister Klein etwas versoffen, Syndikus

*) Was diese Jahreszahlen hier bedeuten, ist zweifelhaft.

Meyer ein feiner Hannoveraner — als Studirte. Erzbürgermeister Linde — ein freundlicher, billig handelnder Kaufmann. Erz-Berrolandgerichtsfekretär Kiserigky, nun Konsulent, echter Rabulist und wigig. Konsulent Nielsen — ebenso pffiffig und gelenkig. Fiskal Eichler — fein ästhetisch. Kreisarzt Dr. Goffart — alt, ehrlich, kurzweg. Stadtärzte Volkmar, Stegemann, ebenso Wilmer Lehmann — ein feiner Leipziger. Dau — unbeliebt, vielwesrig, mit weiser, loyaler Entfernung von Gelehrtern, adlig. Redewisch — jung, anspruchslos, gutmütig, Handwerker-Freund. Burmeister — Stadtchirurg, alltäglich bis auf Erwerbssucht. Obervogt Lenz — Schleicher und Berggroß. Schmalzen — ein bedächtigt feiner Notarius. Gauger — Krämer, Buchhändler Nr. 1 in Dorpat, Tabaksfabrikant, Astronom, Kunsthändler, ein Genie, endete bald als Landwirt im Witebskischen. Knorre — Organist und Mädchenschullehrer und Astronom, Stifter eines astronomischen Zeltes auf den Thurm-Ruinen der Domkirche. David Lenz — Oberpastor, freundlich, orthodox, gemächlich, wirklich human, wenn er nur nicht fasten durfte. Oldekop — estnischer Prediger, alt, ehren- und taktfest, beliebt und an sich achtbar, gesellig auf Antrieb seiner stattlichen Frau, geb. von Osten-Sacken zc.

Dies waren denn die wohlansehnlichen Familienhäupter des geselligen Umganges in der armen Stadt, die mehr oder minder mit den Adelspatronen [es hielten], z. B. dem reichen Herrn von Liphardt auf Rathshof, von Sternhjelm auf Wassula, von Münnich, Graf auf Lunia, von Münnich, Graf auf Lodenhof, mit dem Herrn von Brasch auf Kopkoy. . . . Eine alte Generalin von Brand und Admiralin Kruse, ein verarmter Graf Dücker und Igellström, ein verarmter Baron Plater, gemächlicher Spieler Rosen, Stampe, Spalchhaber, der reiche Löwenstern und sein Bruder von Ruifag, die nach Hofluft witternde Familie von Vietinghoff und Lieven, mehrere kleine nach deren Wetterfahne sich richtende Familienwesen.

An dieser Stufenleiter der Wesen kletterte nun die öffentliche Meinung auf und ab, wahnwichtig, richtend, oft schauthätig, schüzend und höhrend, klatschend, [gen] Himmel erhebend, in Staub tretend, wie in Krähwinkel und Bullenstadt, wie überall, wo mehr spekulirt und gemeint, als werktthätig ins erwerbblohnende Leben gegriffen wird. Geld nur giebt den Worten Kraft und Nachdruck.

Unser Böschmann neigte sich mehr auf die Honoratioren-Seite, Barrot auf die Adelsseite. Jener gefiel sich im Kreise nicht ganz ungebildeter Menschen, voller blühender Frauen und Jungfern, nicht unempänglich für Musik und Dichtkunst. Sein 30jähriges Jünglingsherz blieb an und in der blühenden vollen Gestalt der helläugigen zweiten Jungfer Burmeister.

Virgines plerumque habent oculos vocativos, manus ablativas, linguamque nominativam. Tu autem habes . . . dativum, cave, ne appetas . . . genitivum, mox sequitur . . . accusativus et tandem dolor pluralis.

Ehrenchirurg Vater — hm! Professor, kann was werden! Mutter, geborne Meiboom, hausverständlich, ohne ihres berühmten Ahnherrn eingedenk zu sein, überschlug: 300 Pfund jährlich fixen Gehalt, Schulgeld muß es denn doch wohl in der Folge geben, alles zum Leben Erforderliche wohlfeil, der hübsche lange braunlockigte Professor mit wahren himmelblauen Augen so übel nicht, etwas dünne Waden und schmale Brust, nun — und etwas schadhafte Zähne — sie, unser Tochterchen, hat desto bessere, er — etwas zu beißen und zu brechen — kann ihr die oft unverständlichen Verse deutlich machen. Ja, ja — freilich sollte die Aeltere, Lottchen, eher ins Zeug, die offenen großen Augen fragen woh! stark, na — mit 18 Jahren findet sich wohl noch was, und die 16jährige wird davon nicht sterben, vielleicht Gelegenheit zu allerlei Bekanntschaften veranlassen — viel junges fremdes Volk zur neuen Anstalt zc.!

Und Böschmann, voll Glaube, Liebe, Hoffnung, hatte die Freude, Dorpats frischeste Blüte, Zettchen Burmeister, heimzuführen — 1801. Ein starkes Zettchen sprach nach Jahresfrist für den glücklich erreichten Zweck des Ehestandes. 18 Monate später — ein rüstiger Knabe, wahrscheinlich im Hochgefühl der siegreich erstandenen kaiserlichen Universität, deren Wiedergeburt an ihm [Böschmann] einen treuen Mitarbeiter gehabt hatte, wie in der Folge am Schulrevisionswerke.

(Fortsetzung folgt.)



L i t t e r ä r i s c h e s .

A. Bergengrün. David Hansemann. Berlin 1901, Guttentag.

Wieder hat ein junger Landsmann sich bei dem deutschen ernsten Leser mit einem umfangreichen Buch als historischer Schriftsteller eingeführt, und zwar sehr gut eingeführt. Das Buch wird nicht nur uns Balten interessieren aus landsmannschaftlicher Teilnahme, sondern weit mehr den preußischen und reichsdeutschen Leser durch seinen Inhalt. Denn es ist weit mehr als eine bloße Biographie Hansemanns; es enthält ein gut Teil allgemein deutscher Geschichte, und zwar aus einem bisher noch wenig erschlossenen Gebiet. Bergengrün hat sich in kurzer Zeit vortrefflich in einen Stoff eingearbeitet, der bisher von der Geschichtsschreibung war vernachlässigt worden. Die Zeit zwischen etwa 1820 und 1848 hat die Historiker zumeist durch die Kämpfe der Prinzipien des Verfassungslebens interessiert, und die andere Seite des Volkslebens, die materielle, wirtschaftliche ist vernachlässigt worden. Und doch sind die wirtschaftlichen Kräfte auch hier mindestens ebenso stark die treibenden gewesen, als die spekulativ doktrinären. Hier trägt Bergengrüns Buch dazu bei, eine empfindliche Leere zu beleben. Das gilt auch von den Mitteilungen aus den Kämpfen vor und in dem vereinigten Landtag von 1847 und den Stürmen von 1848. Der Lebensgang Hansemanns vom Wollhändler an, dann als Gründer der Feuerversicherung, des Arbeitsvereins in Aachen, dann seine Verdienste um den Anschluß Aachens an die Rheinische Bahn, um das Bankwesen u. s. w. bis zu seiner Thätigkeit als Minister im Jahre 1848 und als Begründer der heute blühenden Diskonto-Gesellschaft im Jahre 1851 — dieser ganze Lebenslauf umfaßt die Zeit der wirtschaftlichen Gährung in Deutschland, die ebenso zu der politischen Wandlung von 1848 mitwirkte, wie die geistige Gährung. Die nationale Kraft war unter dem Druck der reaktionären Bürokratie nach 1806 und vor 1830 erschlaft und wurde durch Männer wie Hansemann erst wieder aufgerüttelt. Hansemann war von Natur und durch seine Lebensstellung Liberaler, aber er hebt sich von den 48er Doktrinären durch die Fähigkeit

sehr günstig ab, die Doktrin dem Leben unterzuordnen. Das zeigen seine Anschauungen über die Reichsverfassung von 1849. Wenn man seine Aeußerungen liest (S. 599), so meint man, Bismarck habe 1866 und noch mehr 1871 von Hansemanns Programm von 1849 Wesentliches entlehnt. Hansemanns praktischer Sinn war politisch den Leuten von der Paulskirche weit überlegen und sein Liberalismus hinderte ihn nicht, in sehr wichtigen Dingen ungefähr dasselbe zu wollen, was der konservative Bismarck auch wollte. Das praktische Leben weiß eben von „Konservativ“ und „Liberal“ weit weniger, als die Studirstube oder die Rednerbühne. — Die Erzählung Bergengrüns ist einfach und klar, die Form und Sprache sind es auch. Wo er als kritischer Politiker über allgemeine Begebenheiten der Zeit spricht, zeigt er ruhig sachliches Urteil. Der Passus über Preußens Stellung zur Revolution (S. 503 ff.) ist geistvoll und sehr treffend. In wie weit er etwa in der Person Hansemanns allzu vorwiegend die Lichter zeigt und die Schatten übergeht, vermag ich nicht zu beurteilen. Daß es diesem klaren Kopfe, diesem tüchtigen Geschäftsmanne, diesem ehrgeizigen und sehr selbstbewußten Charakter grade an ganz persönlichen, kleinen Schatten nicht gemangelt hat, schimmert auch aus diesem wohlwollenden Lebensbilde doch durch. Aber wer hätte unter den Größten die nicht, und sie waren bei Hansemann dem staatsmännischen Verstande weniger hinderlich, als bei den meisten großen Geistern jener Zeit.

v. d. B.

August Seraphim. Luise Charlotte, Markgräfin von Brandenburg, Herzogin von Kurland. Berlin, Duncker, 1901.

Die Beiträge zur Füllung der vielen Lücken unserer vaterländischen Geschichte erscheinen nicht eben zahlreich, und so können wir mit Dank diese Lebensskizze empfangen, die eine Anzahl von Briefen und Nachrichten aus den Archiven hervorgeholt und mit einander verbunden hat. Die Geschichte Herzog Jakobs, des bedeutendsten unter den kurischen Fürsten, ist bisher nur sehr dürftig erforscht, so daß der genügende Hintergrund für ein Porträt wie das der Luise Charlotte uns eigentlich noch fehlt. Diese Schrift beantwortet daher viele Fragen nicht, die während des Lesens derselben auftauchen; aber sie wird hoffentlich zu weiteren Arbeiten den Stoff und die Anregung gegeben haben. Wenn ihr eine eingehende Monographie über Herzog Jakob einmal folgen sollte, so würde unser verehrter Landsmann seine Verdienste um die baltische Geschichte um ein Bedeutendes vermehren.

v. d. B.

L. von Bezold. Schattenriffe aus Revals Vergangenheit. Zweite, vermehrte Auflage. Reval, Kluge, 1901.

Ein merkwürdiges Buch ist das: es enthält viel mehr, als man dem Titel nach erwartet; aber auch viel weniger. Weniger eigentliches Reval, mehr Auswärtiges, Erfurse, die zuweilen von weitem nach Reval zurückgelenkt werden müssen. Man sieht es den kaum zusammenhängenden Abschnitten an, daß sie aus Feuilletonartikeln hervorgegangen sind; das nicht seltene „davon später“ muß dann wohl den Zusammenhang äußerlich vermitteln. Aus der Feuilletongewöhnung ist wohl auch die Neigung des Verfassers hervorgegangen, bei aller Ausführlichkeit oft da abzubrechen, wo man gerade Genaueres, Einzelnes zu erfahren hoffte. Freilich mochte es auch gewiß hie und da geboten sein, charakteristische Details in weniger deutlicher Allgemeinheit verschwimmen zu lassen — denn das Buch ist eben in Reval erschienen. In der That wechseln die Gruppen der Abschnitte in ziemlich bunter Freiheit. Allereigenste persönliche Erinnerungen werden von allgemeinen Erwägungen abgelöst, während entlegene kirchengeschichtliche Abschweifungen mit speziell einheimischen Zuständen und Lokalitäten den Platz tauschen. Doch darf man deshalb mit dem greisen Verfasser nicht rechten, der in behaglicher Breite seiner Jugend und deren Gefährten ein Silhouetten-Denkmal hat stiften wollen.

Das eigenartige Studentenleben beim Beginn von Dorpats Glanzzeit ist mit Recht in die Schilderung hereingezogen. Die gelegentlichen Urteile über gemischte Schulen (p. 22.) und über das Vereinswesen (p. 49) wird man sach- und zeitgemäß finden. Besonders anziehend ist die Einführung in die Elementarschule von „Tante Gustchen“, sowie Manches in dem Abschnitt „Estländer auf Reisen“. Die lebendige, blühende Sprache verrät den geübten Schriftsteller, der Plural „Professore“ aber den Balten; daneben steht (p. 364) richtig „Professorenhaus“. Sicher liefert Reval noch reichen Stoff zu eingehenderen Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart; noch viel reicheren aber würde ein Sachkundiger in Riga finden. F. S.

A. von Gernet. Die im Jahre 1802 eröffnete Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung. Ein Gedenkblatt zum 21. April 1902. Reval, Kluge. 1902.

Wenn man weiter nichts beansprucht, als zu erfahren, durch welche Pläne und Verhandlungen die Universität Dorpat vor eben hundert Jahren vorbereitet und gegründet ist; wenn

man nur übersehen will, welche mannigfaltigen „Wandlungen“ dieselbe von Seiten der Regierung bis heute erfahren hat, d. h. wenn man bloß zu verfolgen strebt, welche Aktenstücke ihr Zustandekommen und ihren Ausbau bis zu der Höhe der sechziger, siebziger, achtziger Jahre — nach vielen retardirenden Momenten — veranlaßt haben, so wird man obige Broschüre allenfalls ausreichend finden. Ist doch auch nebenher in knappen Umrissen die Entwicklung des Burschenstaates eingeflochten, deren Phasen sich hier am Embach wesentlich anders gestalten mußten, als auf reichsdeutschen Universitäten, so viele Vergleichungspunkte sie auch darbieten; das konnte aber nur in allgemeinen Zügen geschehen — im Einzelnen wird ja wohl vieles den Zeitgenossen, den Beteiligten sich lebhafter und aufregender dargestellt haben.

Aber freilich hätte die Alma Mater, welche oft unter den schwierigsten Verhältnissen fast neun Jahrzehnte lang ihre Zöglinge mit immer steigendem Erfolge gehegt, gepflegt, angeleitet und gebildet hat — dieses alte Dorpat hätte eine weit eingehendere Schilderung und eine wärmere Würdigung seiner zeitweilig wirkenden Kräfte und ihrer ersprießlichen Thätigkeit, ihrer ehrenvollen Resultate sicherlich wohl verdient. Die unermessliche Bedeutung ausgeprägter, edler Persönlichkeiten, an welchen die Hochschule nicht arm gewesen ist, die lebensvolle Bethätigung so mancher hervorragender Geister von europäischem Rufe, deren sie sich hat rühmen dürfen, konnte auf dem engen Raum von 107 Seiten nicht reflektirt werden; noch weniger möglich war ein Ueberblick über die ansehnliche Summe von Intelligenz und Gelehrsamkeit, welche von hier ausgegangen ist, um theils in der Heimat zu beharren, theils nach Osten und Westen hin sich auszubreiten. Am Platze gewesen wäre ein laut redendes Zeugniß zu Gunsten der ehemaligen akademischen Bildungsstätte baltischer Jugend, als welche Dorpat seine vor hundert Jahren vorgeschriebene Aufgabe redlich erfüllt hat. Ist solch ein zeitgemäßes Denkmal von sachkundiger Hand vorläufig noch nicht zu erwarten, so mag man freilich an dieser etwas trockenen Aufreihung meist bekannter Thatsachen seine Studien machen, zumal wenn man zwischen den Zeilen zu lesen und so Manches zu ergänzen versteht. F. S.

Friedr. Theob. Vischer. Shakespeare: Vorträge. 4. Band. König Johann. Richard II. Heinrich IV. 1. 2. Heinrich V. Stuttgart und Berlin. Cotta Nachfolger. 1901.

Die historischen Dramen Shakespeares, deren Reihe in diesem Bande zur Hälfte enthalten ist, beanspruchen eine ganz andere

Beurteilung, als die Tragödien des Dichters. Schon ihr politischer Zusammenhang sichert ihnen eine selbständige Bedeutung.

Die zehn historischen Stücke zerfallen in zwei Tetralogien: Richard II., Heinrich IV. 1. 2. und Heinrich V. einerseits; Heinrich VI. 1. 2. 3., Richard III. andererseits. Voran geht, gleichsam als Prolog, König Johann, den Schluß bildet, ebenfalls zeitlich getrennt, Heinrich VIII. Aus der mehr epischen Gestaltung dieser Dramen „heben sich hervorragend hervor“ Heinrich V. und Richard III., Naturen von entgegengesetzter Individualität. Der epische Zug war die Folge davon, daß Shakespeare sich fast ängstlich an die durch Chronisten überlieferten Geschichtsthatfachen hielt, was natürlich einer freien dramatischen Individualisierung Eintrag that.

In diesen Historien herrscht durchschnittlich ein Kampf Aller gegen Alle. Rebellen werden beseitigt oder siegen — „hart neben das Grausige aber setzt sich das Komische.“ Wischer hat in der Einleitung diesen Charakter der Historien sehr einleuchtend präzisirt; „diese Welt nun hat Shakespeare in einem Zyklus von Dramen dargestellt, die ihn, bei allen Mängeln, als wahrhaft geschichtlichen Dramatiker charakterisiren.“ Diese „gewaltige, weitgezogene Schicksalsbahn“ verklärte doch am Ende eine große Vergangenheit und konnte des patriotischen Beifalls sicher sein. Kürzer fassen durfte sich Wischer hier bei der Besprechung der einzelnen Szenen, als in den früheren Bänden. Aber die hinreißende Anziehungskraft des geistreichen Vortrags ist dieselbe.

Zu Grunde gelegt ist für den Text die Uebersetzung von A. W. Schlegel; doch hat Wischer neben Verbesserungen Gildemeisters auch eigene Aenderungen aufgenommen. Ueber den Wert dieser Aenderungen ließe sich allerdings hie und da streiten. Als Probe wähle ich die erste Szene des zweiten Teils von Heinrich IV.; da heißt es p. 249 Z. 7 v. u.:

Shakespeare: the best-temperd courage,
Schlegel: dem bestbewährten Mut,
Gildemeister: dem bestgestählten Mut,
vielleicht besser: dem bestbeherzten.

Ebendasselbst Z. 2 v. u.:

Wischer: auf äußeren Zwang,
Shakespeare: upon enforcement,
Schlegel: auf Nötigung,
vielleicht besser: auf kräftigen Druck.

Ebendasselbst Z. 15 v. o.:

Wischer: Zu wahr nur ist, was bang der Geist euch sagt.
Shakespeare: Your spirit is too true; your fears to certain.

Schlegel: Eur Sinn ist wahrhaft, eure Furcht gewiß.
vielleicht genauer: Eur Sinn zu wahr, zu sicher eure Angst.

und p. 250 B.

Wischer: auf deren Brettern trägt der Kampf sich hinschleppt.

Shakespeare: to feed contention in a lingering act.

Schlegel genauer: die Haber nährt in zögernder Verwicklung.
oder vielleicht: in schleppender Entwicklung.

Etwas schnell ist dieser vierte Band dem dritten gefolgt; das hat eine Reihe von Druckfehlern veranlaßt, welche am Schlusse verbessert werden, aber nicht alle*).

Sehr wohlthuend berührt die p. 401 lebhaft geäußerte Anerkennung von Gerwinus' Verdienst um Shakespeare; recht zeitgemäß trifft der Protest gegen die Ablenkung des Publikums durch allzu reiche Bühnenausstattung p. 338: denn die Zuschauer „wollen wie Kinder mit Glanz geblendet werden, damit ihnen ja gewiß der innere Sinn des Dramas zum Teufel gehe. In jenen schlichten Zeiten dagegen, als das Publikum noch nicht mit Garderobewechsel und Theaterpomp aller Art überschüttet wurde, da hörte es mehr auf die Worte, und seine Phantasie erfüllte durch innere Vergegenwärtigung, was hier (im Chor-Prolog zu Heinrich V.) der Dichter fordert.“

So bildet auch dieser Band der Shakespeare-Vorträge eine höchst wertvolle Bereicherung der Shakespeare-Litteratur.

F. S.

Jakob Baechtold. Kleine Schriften. Herausgegeben von Theodor Better. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 4 M. 80 Pf.

Jakob Baechtold, der verdiente Verfasser der Litteraturgeschichte der Schweiz und Biograph Gottfried Kellers, ist zu früh für die Wissenschaft, noch nicht fünfzigjährig, 1897 aus dem Leben geschieden. Sein College Th. Better hat es auf sich genommen die nicht rein fachwissenschaftlichen kleineren Arbeiten des Verstorbenen in der vorliegenden Sammlung zu vereinigen, die sich an den größeren Kreis gebildeter Leser wendet. Voran geht in dem Bande ein ausgeführtes lesenswertes Lebensbild Baechtolds von einem seiner Freunde W. v. Arx, dem ein Porträt des Dahingeshiedenen beigegeben ist. Da Baechtold nicht nur ein

*) p. 248 B. 9 v. o. steht: „dieses Mannes Stirn“; das stört aber den Jambus; Schlegel hat richtig: „dieses Manns Stirn“. — p. 251 heißt es in Mortons Rede: „eurer leidenden Genossen“, wo Shakespeare „loving“ hat, Schlegel „liebenden“. — Endlich p. 370 B. 10 v. u.: „Bauch“; soll heißen „Sauch“!

sorgfamer gründlicher Forscher, sondern auch ein gewandter und anziehender Schriftsteller war, so sind die hier vereinigten Aufsätze alle mehr oder weniger dazu angethan Interesse zu erwecken. Den Mittelpunkt des Bandes bilden die beiden Aufsätze: „die Verdienste der Züricher um die deutsche Litteraturgeschichte und Philologie“ und „Litterarische Bilder aus Zürichs Vergangenheit“, namentlich die zweite umfangreiche Abhandlung ist ein schöner Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Im Mittelpunkte derselben steht Bodmer, in dessen Haus wir eingeführt und mit dessen kritischen Arbeiten wir näher bekannt gemacht werden. Dann wird Klopstocks Aufenthalt in Zürich und sein Verhältniß zu Bodmer sehr anziehend geschildert und im Anschluß daran Fichtes Hauslehrerthätigkeit in Zürich sowie seine Beziehungen zur Familie Rahn behandelt. Weiter erfahren wir Genaueres über Wielands und Ewald von Kleists Aufenthalt in Zürich und Verhältniß zu Bodmer; endlich wird dem Leser Goethes Verbindung mit Lavater und andern Zürichern und sein vorübergehendes Verweilen in Zürich vorgeführt. Niemand wird diesen Aufsatz ohne mannigfache Belehrung lesen. In die Reformationszeit versetzt uns das anziehende Lebensbild Josua Malers, auch eines alten Zürichers, das auf Grund von dessen Selbstbiographie entworfen ist.

Baechtold hatte lange schon die Absicht eine Biographie Eduard Moerikes, den er sehr hochschätzte und liebte, zu schreiben und viel dafür gesammelt; als er sich nach der Vollendung von Kellers Leben daran machen wollte, rief ihn leider der Tod ab. Einen kleinen Ersatz für das Verlorene bietet der hier abgedruckte Aufsatz: Eduard Moerike; möge er viele, die es immer noch nicht wissen, zur Erkenntniß bringen, daß Moerike einer der größten lyrischen Dichter Deutschlands ist. An die litterarischen Aufsätze schließen sich einige Wanderstudien. Da sind vor Allem die Skizzen aus Elsaß und Lothringen 1870, unmittelbar nach dem Falle Straßburgs geschrieben und mit der Kapitulation von Metz schließend, zu nennen; sie geben uns ein frisches unmittelbares Stimmungsbild jener Tage. Weiter werden uns Reisebilder aus Wallis geboten; sie sind leicht und anmutig geschrieben, man liest sie mit Vergnügen. Den Schluß bildet die reizende Schilderung eines Ausfluges nach Südtirol zur Heimat Walthers unter dem Titel „von der Vogelweide“. Die Lektüre von Baechtolds kleinen Schriften wird gewiß keinen Gebildeten gereuen.

H. D.

Hilty. Für schlaflose Nächte. Leipzig, Hinrichs. 4 Mark.

Der bekannte Professor Hilty, der durch seine 3 Bände „Glück“ weit und breit bekannt geworden ist, hat hier seinen schlaflosen Leidensgenossen einen Dienst leisten wollen. Er sagt, man komme über die Schlaflosigkeit, wenn sie nicht durch Medikamente zu beseitigen ist, am besten hinweg, wenn man sich mit Hilfe eines guten oder eines großen Gedankens sammeln kann. Woher aber die guten und großen Gedanken nehmen? Um dazu zu verhelfen, hat er für jeden Tag oder jede Nacht des Kalenderjahres auf einer halben Seite einen Gedanken niedergeschrieben, den er selbst durchgedacht und der sich ihm in solchen schmerzlichen Fällen hilfreich bewährt hat.

Einleitend führt aber Hilty weiter aus, daß er überhaupt mehr von der seelischen Hygiene als von der bloß körperlichen halte. Zur seelischen Gesundheit und zu der daraus folgenden Gemütsruhe gehöre aber ein großer Gedankeninhalt, ein Vorrat von innerer Kraft und Größe, an dem man sich aufrechterhalten und sammeln könne. Dieser Vorrat sei am besten aus der Religion zu schöpfen. Hilty spricht die Hoffnung und die Forderung aus, daß die Aerzte in Zukunft mehr die Religiosität ihrer Patienten werden beachten und fördern müssen, um sie zu voller Genesung zu bringen. Wird sich diese Hoffnung erfüllen?

Die Gedanken für die einzelnen Nächte sind aus aus diesem Grunde hauptsächlich religiöser Natur und können anregend und vertiefend auch auf Solche wirken, die nicht von dem qualvollen Nebel der Schlaflosigkeit betroffen sind. Ich muß in diesem Werkchen Hiltys eine wesentliche Vertiefung im Vergleich zu seinen Glücks-Büchern konstatiren, deren Gedanken doch mitunter sehr „allgemein gehalten“ waren.

Einen technischen Mißgriff will ich zur Zurechtstellung in künftigen Auflagen notiren. Das ist die Aufzählung von vielen Bibelstellen am Schluß der Betrachtungen. Erstens sind die Kapitelangaben dieser Stellen in schwerfälligen römischen Ziffern gemacht — kein Mensch zitiert mehr so und das regt zum Aufschlagen nicht an. Zweitens wird wol eine Stelle, deren Fundort bloß genannt ist, überhaupt von Niemandem aufgeschlagen werden, zumal von Schlaflosen nicht. Es müßten durchaus weniger Stellen — nur die kräftigsten — und dieselben wörtlich abgedruckt werden.

Ernst Külpe.

Aug. Fick. Das alte Lied vom Horne Achills (Armenis) aus der Ilias ausgeschieden und metrisch übersezt. Goettingen 1902.

Wenn man nach Jahrtausenden von Goethe nichts weiter wüßte, als daß er der Verfasser gewisser Dichtungen sein solle¹⁾, so verschieden unter sich wie der Goetz, Werther, Tasso, Hermann und Dorothea, beide Theile des Faust, der Divan — so würde ein dann lebender Kritiker mit scheinbarem Rechte beweisen dürfen, daß solch ein Goethe nicht könne gelebt, wenigstens nicht alle diese heterogenen Werke geschaffen haben. Um eine so blendende Behauptung mit Erfolg zu begründen, würde dieser Kritiker nicht so viel subtile Akribie anzuwenden brauchen, als seit mehr als einem Jahrhundert die Philologen zu dem Beweise bedurft haben, daß Ilias und Odyssee nicht von ein und demselben Dichter herkommen können. Schon zwei so „riesige Gedichte“ wären einem einzigen Dichter unmöglich gewesen. Im Gegentheil sollte man meinen, wer die „Armenis“ des Herrn A. Fick gedichtet hätte, wäre eher im Stande gewesen, wenigstens die ganze Ilias zu dichten; ja vielleicht hätte ihn sein Genius das Letztere geheißt, hätte ihn vom Ersteren abgehalten.

„Als einheitliche Gedichte hat das gesammte Altertum mit vollem Rechte die Ilias wie die Odyssee betrachtet“²⁾. Was aber hier „Armenis“ genannt wird, ist thatsächlich nur das Gerippe der Ilias, um welches sich in der vollen Dichtung die weichen Formen legen, welche als Ausgestaltungen, als Kontraste, als Ergänzungen, als Episoden zu einem epischen Kunstwerk erforderlich sind. Es mag ja Liebhaber und Bewunderer von Skeletten geben — wirkliche Schönheit kann nur der lebendige Körper ausstrahlen. Doch die homerische Frage ist ein nie erschöpftes Thema, dessen endlose Perspektive zu verfolgen für unseren Zweck unersprießlich wäre.

Aber der Verfasser hat eine eigentümliche Entdeckung gemacht, die ihm beim Skelettiren, wie er glaubt, gute Dienste geleistet hat; er hat ermittelt, daß die „Armenis“ aus elfzeiligen Strophen gebildet gewesen sei. Dies Gesetz dürfte weder neu noch stichhaltig sein. „Wenn Neuere“³⁾ in den homerischen Gedichten eine Einteilung in Strophen zu finden geglaubt haben, so beruht dies auf einem völligen Verkennen der Eigentümlichkeit des griechischen Epos.“ Und welche Mühe hat es gemacht, die Elfsahl allenthalben heraus-

¹⁾ Der Einfall stammt, so viel ich weiß, von Betzer.

²⁾ Bergk, Griechische Litteraturgeschichte. 1872. I, p. 815.

³⁾ Bergk, p. 871., wo die Begründung zu finden ist.

zurechnen! Bald mußte eine Zeile wegfallen, die nichts verbrochen hatte; bald mußten längere, ja längste Abschnitte ausgeschieden werden, die sich nicht fügen wollten; bald entstand gar ein Zento aus weit entlegenen Stellen (p. 30, der Anfang) — kurz, die Sache war so kompliziert, daß nur die Beharrlichkeit eines Fanatikers eine so wunderliche Arbeit leisten konnte. Schon Lachmann¹⁾ hatte seiner Zeit die „abergläubische Grille“ gehabt, mit Zahlen zu operiren, als er seine 20 Lieder aus dem Nibelungenliede herauslas; aber er hatte seinen Kunstgriff verschwiegen, und erst J. Grimm entdeckte, daß es die Siebenzahl war, die ihm beim Abzählen der Strophen als Richtschnur gedient hatte. Die 20 Lieder sind längst aufgegeben und man ist zum vollen Bestande des Nibelungenliedes zurückgekehrt. Voraussichtlich wird man künftig ebenso dieser trockenen „Armenis“ die blühende Herrlichkeit der Ilias vorziehen.

Der Verfasser verspricht auch „Worttreue, richtigen Versbau und guten deutschen Klang“ in seiner Uebersetzung zu vereinigen. Sollte wirklich „Und kam“ (p. 77 und 89) ein richtiger Hexameteranfang, sollte die ganze Zeile (als erste eines Absages!):

Und kam zu dem Peleiden die hellblickäugige Göttin
auch nur fließendes Deutsch sein? Nicht weniger hart klingt der Spondeus „So lang“ p. 25 v. 62 zu Beginn der Zeile. Ist ferner „lichtweißarmige Here“ nicht mehr als getreu? Oder kann es eine „dunkelweißarmige“ geben? Auch die „lebhaften Augen“ (p. 5 und 97) sind kaum dem homerischen Ausdruck entsprechend, denn das griechische Epitheton ist kunstvoll gebildet, das deutsche dagegen alltäglich. Ob „kraft eigener Kraft“ (p. 24 v. 29) guten Klang hat, fragt sich gleichfalls; schon die allererste Zeile erregt Bedenken:

„Sing, o Göttin, von Zorn, von des Peleussohnes Achilleus
Heillossem Zorn“ —

Man möchte einen Druckfehler vermuten statt „vom Zorn.“ Also auch die Form — jene beliebig herausgegriffenen Beispiele mögen genügen — ist nicht so vollendet, daß man es bedauern müßte, wenn dieser „alte ächte Kern“ weniger genießbar gefunden werden sollte, als die vollständige Frucht. Ganz unbefriedigend reißt endlich der Schluß dieser „Armenis“ ab.

Goethe sagt mit Recht²⁾: „Wolf hat den Homer zerstört,

¹⁾ Fr. Zarnke, das Nibelungenlied. 3. Auflage. 1868. Vorrede, p. XXXIV.

²⁾ Eckermann, Gespräche, I, p. 234, am 1. Februar 1827, am Schluß.

doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieses Gedicht (die Ilias) hat die Wunderkraft wie die Helden Walkallas, die sich des Morgens in Stücke hauen und mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen.“ Und derselbe schreibt an Schiller ¹⁾: „Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, man mag sagen, was man will, daß nichts dazu noch davon gethan werden kann.“

F. S.

Gb. Castle. Nicolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Mit neun Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, 1902.

Diese Lenau-Biographie schließt sich an die billigen Klassiker-Ausgaben von Max Hesse an; während aber Lenaus sämtliche Werke für 1 M. 75 Pf. gebunden zu haben sind, kostet diese Biographie von 107 Seiten Text ebensoviel.

Dieses Mißverhältniß wird vergrößert durch den zweifelhaften Wert der Letzteren. Es scheint, als suche der Verfasser etwas, was er nicht finden kann: Herrschaft über den Stoff und Klarheit des Urteils. Handelt es sich doch um den Lebenslauf eines Dichters, welcher von inneren und äußeren Abnormitäten eine Fülle darbietet. Dieser Fülle ist der Verfasser nicht recht Meister geworden. Namentlich vermißt man eine vorsichtige, aber entschiedene Stellungnahme zu den frühzeitigen Ankündigungen des unheimlichen Gastes, den Lenau beherbergte, der Anlage zum Wahnsinn. Wenn er zweifelt, ob hier Atavismus oder Heredität vorliege, muß er Atavismus ganz mißverstanden haben, um den es sich garnicht handeln kann; wogegen jene Anlage unzweifelhaft von den Eltern direkt, wenn nicht vererbt, so doch veranlaßt worden sein wird, wenigstens von dem lieberlichen, früh verstorbenen Vater. Daß die schwäbischen Freunde Lenau nur so lange voll vertrauten, bis sie seine unberechenbar wechselnde Laune, sein unstetes, unkonsequentes, widersinniges Gebahren auf eine beginnende Selbstzerstörung deuteten, über deren Symptome ihm keine Gewalt zu Gebote stand — das kann schwerlich Jemanden befremden. Um so unbilliger ist das Urteil über das Verhalten Schwabs und seiner Frau, welche Anfangs Lenaus Annäherung an Lotte Smelin begünstigten, dagegen die Beiden wohlweislich auseinander hielten, als ihnen über Lenaus heillosen Wankelmuth die Augen aufgegangen waren. „Die etwas konfuse Erklärung“ Schwabs (p. 42) läßt an Deutlichkeit und an Berechtigung nichts zu wünschen. Was aber mit Schwabs gewissenhaftem Verfahren

¹⁾ Briefwechsel, Nr. 472, am 16. Mai 1798. — Weim. Ausg. IV. Bb. 13, p. 148.

sein „in protestantischer Glaubensstreue gehärteter Charakter“ zu schaffen hat, ist nicht zu begreifen. Wie bildet sich denn etwa bei Katholiken ein „ehrenfester“ Charakter? Oder will ihn der Verfasser Katholiken absprechen?

Ebenso gründlich verschiebt sich dem Verfasser die Auffassung von Lenaus Verhältnis zu Sophie Löwenthal und Marie Behrends; ungenau ist die Darstellung, wie Lenau sich von Caroline Unger gewaltsam losmacht. Gerade dieses aber sind entscheidende Momente in Lenaus verhängnisvoller, abwärts eilender Laufbahn.

Auch die beigegebenen minderwertigen Bilder könnten den Wunsch erregen, daß das Büchlein wohlfeiler angelegt wäre. Sie beanspruchen große Nachsicht. F. S.

J. Rohm. Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Oedipus Tyrannos. Gotha. Perthes. 1901.

Ob „die Erwartung, daß die Studie nicht nur in gelehrten Kreisen, sondern auch unter der großen Menge des gebildeten Publikums freundliche Aufnahme finden wird“, sich erfüllt, mag dahingestellt sein. Wenn aber in der Selbstanzeige hervorgehoben wird: „namentlich auch den gereifteren Schülern der Oberklassen höherer Lehranstalten wird die Lektüre der Abhandlung Nutzen und Genuß gewähren“, so scheint das denn doch zu viel verheißen. Denn diese „Studie“ ist eine „Abhandlung“ von 202 Seiten; und welcher Schüler hat auch nur die Zeit, ein ganzes Buch durchzulesen über einen Gegenstand, der sich auf der zehnfach geringeren Seitenzahl erledigen ließe. Aber auch die Geduld des gebildeten Publikums wird auf eine harte Probe gesetzt; Zeile für Zeile wird Schillers Dichtung analysirt — es ist unvermeidlich, daß ein gebildeter Leser sich einen großen Teil dieser Analyse selbst hätte entwickeln können. Wäre die ganze Arbeit kürzer ausgefallen, so wäre die Parallele mit den wesentlichen Vorgängen in der Tragödie von Oedipus auch frappanter hervorgetreten. Allen Respekt vor dem Fleiß, vor der Gründlichkeit, vor der gewandten Darstellung des Verfassers — es dürfte doch einzuwenden sein: weniger wäre mehr gewesen. F. S.

C. v. Schwarzfoppen. Gedichte. Leipzig, Hirschfeld. 3. Aufl.

Dieses Bändchen Gedichte hat mit seiner 3. Auflage gezeigt, daß selbst in unserer nicht-sinnigen (ich sage nicht unsinnigen) Zeit die gereimte Poesie Ohren und Herzen noch offen findet, falls sie mehr ist als gesuchtes Wortgeklingel. Und das sind diese sinnigen, geistvollen, gemütvollen Vögel, die, wie die Verfasserin sagt, von

ihr ausgeflogen, um hier oder dort einen grünen Ast zum Verweilen zu suchen. „Des Dauphins Tod“, „Sommerfrische“, „Einem Musiker“, „Wellengleich sind seine Worte“, „Immer dasselbe“ — und manches Andere in dieser Sammlung wird durch Wahrheit, Wärme, maßvolle Weiblichkeit den Leser anheimeln. Möge sich dieser Poesie auch bei uns Valten Mancher erfreuen.

v. d. Br.

Notizen.

Die Besprechung eines Buches über China im letzten Hefte der „Baltischen Monatschrift“ bringt einige Bemerkungen über die Mission in China, welche um der Wahrheit und der Ehre der evangelischen Mission willen dringend einer Zurechtstellung bedürfen. Herr von der Brüggen schreibt: „Wir unterhalten dort [in China] hunderttausende von angeblichen Christen mit einem Aufwand für die Mission, der sich auf jährlich 100 Mark pro Kopf der Getauften beläuft, und mit diesem Gelde bewirken wir, daß um einiger hunderttausend höchst zweifelhafter Christen willen immer wieder Mord und Brand aufzodern, ja Kriege ausbrechen, wie wir noch eben einen erlebt haben.“ Es ist schon sehr bedauerlich, daß Herr von der Brüggen von „Mission“ überhaupt spricht und nicht zwischen katholischer und evangelischer Mission unterscheidet. Die römische Mission sucht sich freilich überall politische Rechte anzumachen und ruft nur zu gerne staatliche Hilfe an; das entspricht dem Wesen der römischen Kirche. Nie aber hat eine evangelische Mission nach Kriegsschiffen oder bewaffneter Intervention gerufen, wenn Zeiten der Verfolgung über sie hereinbrachen. Wenn dazwischen der Mission zugefügte Unbilden ein staatliches Eingreifen nach sich gezogen haben, so ist das immer gegen den Willen der Mission geschehen und von ihr als ein Teil des Kreuzes empfunden worden, das zu tragen ihr beschieden ist. Als vor Jahren mehrere englische Missionare bei einem lokalen Aufstande in China ermordet wurden und die chinesische Regierung damals der betreffenden Missionsgesellschaft freiwillig eine bedeutende Summe als Sühne anbot, lehnte diese evangelische Missionsgesellschaft das Geld mit der durchaus zutreffenden Bemerkung ab, daß, wenn ein evangelischer Missionar seine Arbeit übernimmt, er es im Voraus weiß, daß eventuell das Martyrium sein Loos sein wird. Herr von der Brüggen schreibt im angeführten Satz: „wir unterhalten dort 2c.“ Wer sind diese „wir“? Es ist doch nicht anzunehmen, daß Herr von der Brüggen zum Unterhalt einer Sache beiträgt, die er durchaus mißbilligt. Sollen aber die „wir“ die baltischen Leser der „Monatschrift“ sein, so würde Herr von der Brüggen auch bei nur geringer Kenntniß der Verhältnisse wissen, daß die Missionsgaben unserer Lande nur die Thätigkeit der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig unterstützen,

deren Arbeitsgebiet in Südindien und Ostafrika, aber nicht in China, liegt. Endlich sagt Herr von der Brüggen leider nicht, nach welchem Maßstabe er „angebliche“ von wirklichen, „höchst zweifelhafte“ von unzweifelhaften Christen unterscheidet. Ein derartiges summarisches Urteil, das hunderttausende von Christen in Bausch und Bogen als „angebliche“ und „höchst zweifelhafte“ Christen brandmarkt, dürfte doch allerwegen nur auf Grund genauester persönlicher Kenntnisaufnahme und Untersuchung der Verhältnisse gefällt werden. Herr von der Brüggen aber sagt in einer Anmerkung nur „nach Brandt, Ostasiatische Frage.“ Daß Brandts Urteile über die Mission in China Aeußerungen vollkommener Unwissenheit sind, ist in deutschen Blättern hundertfach erwiesen worden. So lange uns darum keine besseren Autoritäten angeführt werden, müssen wir, die wir aus zuverlässigen Berichten wissen, welche Aufopferungsfähigkeit, Todesfreudigkeit, Glaubensgewißheit manche chinesische Christen gerade auch in den letzten Verfolgungszeiten bewiesen haben, dabei bleiben, daß solche Urteile über Mission und Christen in China, wie die im letzten Heft der „Baltischen Monatschrift“ ausgesprochenen ebenso ungerecht wie lieblos sind.

H. Eisenschmidt.

* * *

Die im Februarheft des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 143) erwähnten Artikel der „Düna-Ztg.“ sind mittlerweile in Form einer Broschüre erschienen unter dem Titel: „Im neuen Jahrhundert. Baltische Rückblicke und Ausblicke.“ Zu seiner Entschuldigung versichert der Autor, Dr. Ernst Seraphim, in der „Düna-Ztg.“ (1902, Nr. 86), er habe in seiner ebengenannten Broschüre die Letzten in idealistischem Lichte gezeichnet, „weil sie ihm zur Folie seines Appells an die deutsche Jugend dienen sollten“, man dürfe im Uebrigen „nicht Alles“, was er, Dr. Ernst Seraphim, sage und schreibe, „für bare Münze“ nehmen.

Registriert zu werden verdient ferner bei dieser Gelegenheit eine Mitteilung im redaktionellen Teil der von Dr. Ernst Seraphim redigierten „Düna-Ztg.“ (1902, Nr. 55), wonach die in Rede stehende Broschüre am 8. März d. J. den Besucherinnen eines Lescabends in Riga vorgelesen werden sollte, und zwar, wie es wörtlich in jener Mitteilung heißt, „im Hinblick auf den Ernst der Bußtagswoche.“ — —



1902.

1. Jan. Der im Regierungsanzeiger publizierte Bericht des Finanzministers über das Reichsbudget für 1902 veranschlagt die Einnahmen auf 1,802,584,482 Rbl., die Ausgaben auf 1,946,571,976 Rbl. Aus dem freien Baarbestande der Reichsrentei, also durch Kreditoperationen, müssen demnach 143,987,494 Rbl. der Ausgaben gedeckt werden. Die ordentlichen Einnahmen übersteigen die ordentlichen Ausgaben um 24,871,001 Rbl., die zur Deckung eines Theils der mit 170,658,495 Rbl. angenommenen außerordentlichen Ausgaben verwandt werden sollen; die außerordentlichen Einnahmen belaufen sich auf nur 1,8 Mill. Rbl. In seinem sehr ausführlichen Exposé setzt der Finanzminister auseinander, daß die Ausgaben des Extraordinariums, abgesehen von 5 Mill. zur Entschädigung von Privatpersonen und Institutionen für die Aufhebung des Propinationsrechts, zum Eisenbahnbau bestimmt seien; daß die Mittel dazu durch die Emission von Wertpapieren beschafft werden, deren Kapitalbetrag durch die Einnahmen aus dem Unternehmen allmählich getilgt wird, sei der natürliche Weg. — Die Ergebnisse der Führung des Staatshaushalts im letzten Dezennium — seit seinem Amtsantritt — veranschaulicht der Finanzminister in einer kleinen Tabelle, nach der die Schulden des Reiches von 5389 Mill. Rubel auf 6497 Mill. (20,6 pSt.) gestiegen seien, gleichzeitig aber der Wert der Vermögensanlagen des Reiches allein in Eisenbahnen und sicheren Schuldforderungen von 2362 Mill. auf 4614 Mill. (95 pSt.) zugenommen hat. Zu diesem Vermögenszuwachs wird noch bemerkt, daß der durchschnittliche Zinsfuß der Staatsanleihen in derselben Periode von 4,19 pSt. auf 3,86 pSt. gesunken ist, während das Eisenbahnwesen, das 1892 noch einen Zuschuß von 40 Mill. erforderte, 1900 bereits einen kleinen Reingewinn gebracht hat. Der Bericht konstatirt die Andauer der Geldknappheit auf dem internationalen Markt und die depri-mirende Wirkung der abermaligen Mißernte im Jahre 1901. Der Geldumlauf ist indessen fest geordnet: der Baarvorrat an Gold in der Reichsbank und Rentei beträgt 830,1 Mill. Rubel und im Verkehr befinden sich 694,9 Mill. Goldrubel,

denen im Ganzen 630 Mill. Rbl. Kreditbillete gegenüberstehen; jeder Kreditrubel ist also durch fast $1\frac{1}{2}$ Rbl. Gold gedeckt. Die industrielle Krisis, deren Entstehung aus der raschen Entwicklung des Fabrikwesens, der starken Spekulation und unwirtschaftlichen Geschäftsführung in Verbindung mit der Geldknappheit und dem plötzlichen Preissturz erklärt wird, bezeichnet der Finanzminister als vorübergehend und in sachlicher Beziehung die Verbilligung der Industrieerzeugnisse als vorteilhaft; darauf wäre die Schutzpolitik der Regierung gerichtet gewesen und es wäre daher inkonsequent, Maßnahmen zur künstlichen Emporschraubung der Preise für die Produkte der Industrien zu ergreifen, die mit zeitweiligen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Aus dem stetigen Wachsen der Staatseinnahmen in einer langen Reihe von Jahren schließt der Bericht auf ein stetes Wachsen des Volkswohlstandes, der auch in der Steigerung des Verbrauchs gewisser Artikel in Kopfquoten zum Ausdruck komme: von 1893 bis 1900 ist der Verbrauch in russischen Pfunden pro Kopf der Bevölkerung gestiegen: an Thee von 0,73 auf 0,94, Zucker von 8,28 auf 11,20, Baumwollwaaren von 3,52 auf 4,32, Petroleum von 10,6 auf 13,4, Eisen und Stahl von 25,9 auf 39,6; nur der Branntweinkonsum weist in der jährlichen Norm von $2\frac{1}{2}$ Liter hundertgrädigen Spiritus pro Kopf keine Steigerung auf. Bei dem Uebergang von der Ackerbaustufe des Wirtschaftslebens und von der Naturalwirtschaft zur Agrikultur-Manufakturperiode und zu dem System der Geldwirtschaft treten stellenweise ungünstige Erscheinungen zu Tage; in der Notlage einzelner Gegenden oder einzelner Gesellschaftsgruppen seien aber keine heunruhigende Symptome für das gesammte russische Volk zu erblicken.

Die Presse des In- und Auslandes erkennt an, daß die Staatseinnahmen und -Ausgaben in den letzten Jahren wirklich günstig balancieren. Von verschiedenen Blättern wird aber bestritten, daß die Zunahme der Staatseinnahmen auf eine gleiche des Volkswohlstandes schließen lasse. So führt der „Orlowski Westnik“ an, die höheren Staatseinnahmen würden hervorgerufen zunächst durch die Einnahmen aus den Eisenbahnen zweitens aus dem Getränkeverkauf, drittens aus der Forstwirtschaft; dann erst folgen die Zolleinnahmen, die Zuckerkafise (um einige Millionen erhöht),

die Staatsgewerbesteuer (um 3 Mill. erhöht durch Hinzuziehung einiger bisher nicht besteuerteter Unternehmungen) und die Einnahmen aus dem Postreiffort. Der Zuwachs beruht also nicht auf den Elementen, die für einen Aufschwung des allgemeinen Wohlstandes sprechen, sondern auf der Erweiterung der eigenen Wirtschaft des Staates, der Aufsaugung von Privatwirtschaften durch den Staat, wobei die privaten Gewinne in den Staatsfächer fließen, auf der Verwendung der privaten Einlagen in den Reichssparkassen für die kolossale Wirtschaft des Staates u. s. w. — Der „Promyschlenny Mir“ will sich mit der Beweisführung des Finanzministers nur einverstanden erklären, wenn die Steigerung der Staatseinnahmen mit der des Volkskonsums von Gegenständen, die mit indirekten Steuern belegt sind, parallel ginge. „In Wirklichkeit aber sehen wir, daß in derselben Zeit, wo unser Budget um 86 pCt. gewachsen ist, der Konsum von Thee nur um 20 pCt., von Zucker um 22 pCt., von Baumwollzeugnissen um 25 pCt., von Petroleum um 33 pCt. und der Konsum von Eisen und Stahl, trotz der grandiosen Bauten im letzten Jahrzehnt, kaum um 50 pCt. pro Kopf der Bevölkerung zugenommen hat. Die Gegenüberstellung von Zahlen für die Zunahme des Volkskonsums und für das Wachstum des Budgets beweist, daß das Budget weit schneller als der Volkskonsum wächst, folglich wird das Budget nicht aus den Ueberschüssen des Verbrauchs bezahlt, sondern aus dem vorhandenen Volksvermögen, das beständig einen Teil zur Deckung der anwachsenden Staatsbedürfnisse ausscheidet.“

1. Jan. An den Kameralhöfen und Renteien tritt ein neuer Stat in Kraft, durch den die Gehaltsverhältnisse der mittleren und niederen Beamtenposten verbessert werden.
3. Jan. Hapsal. Bei den Stadtverordnetenwahlen werden 25 Stadtverordnete gewählt, die zum weitaus größten Teil der Stadtvertretung schon im vorigen Quadriennium angehört hatten. 41 Wähler waren an den Urnen erschienen, 38 Wahlberechtigte hatten sich als Kandidaten für das Amt von Stadtverordneten aufstellen lassen.
3. Jan. Der „Felliner Anzeiger“ kann auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Die gesammte deutsche baltische Presse schließt sich dem Urteil der „Nordl. Btg.“ an, daß der „Fell. Anz.“ es in besonderem Maße verstanden habe, „die Förderung des lokalen Lebens zum Mittelpunkt seiner Arbeit zu machen und zugleich doch vollen Anteil zu nehmen an dem Gange des allgemeinen öffentlichen Lebens unserer Heimat, sowie manchen wertvollen Beitrag auch zu seiner Förderung zu spenden.“
4. Jan. Die „Windausche Zeitung“, ein Wochenblatt, beginnt unter Redaktion des Herausgebers A. Braßholz zu erscheinen. Sie bringt neben dem deutschen Text auch einige Artikel in russischer Sprache.

5. Jan. Ablauf des Termins für die Einreichung von Daten über die Krugserträge durch die livländischen Rittergutsbesitzer an die mit der Durchsicht dieser Angaben betraute temporäre Kommission. Es sind 657 Eingaben für 1403 Krüge gemacht worden. Die Kommission sendet die Eingaben den Akzisebeamten und darauf den Steuerinspektoren oder Bauerkommissaren zur Kontrolle zu.
- „ „ In Petersburg findet eine Konferenz der Direktoren der Kommerzschnulen des Finanzministeriums unter dem Vorsitz des Geheimrats Anopow statt. Die Konferenz spricht sich für die Abschaffung aller Versetzungsexamina und der Abgangsprüfung aus, erklärt für die Dauer der jährlichen Ferien einen Zeitraum von 3 bis 3½ Monaten wünschenswert, dessen Verteilung auf die Jahreszeiten nach den klimatischen und anderen Verhältnissen dem Schulkonfiseil überlassen bleiben müsse, und verlangt endlich Verminderung der Zahl der Feiertage.
6. Jan. Zu Laiz konstituiert sich nach erfolgter ministerieller Bestätigung ein landwirtschaftlicher Verein, als Zweigverein der Kaiserlichen Livländischen Oekonomischen Sozietät. Zum Präsidenten wird N. v. Strnyk-Ribbijerw gewählt.
8. Jan. In Riga sind die Steuerinspektoren des Gouvernements Livland zu einer Konferenz versammelt worden, auf der ihnen das Projekt der Instruktion für die Schägung der Landgüter in Livland vorgelegt wurde. Außerdem erklärt der Dirigierende des livländischen Kontrollhofs Dragnewitsch der Konferenz in einem Vortrag, daß und wie die Steuerinspektoren an der Feststellung der Entschädigung der Rittergutsbesitzer für das Propinationsrecht teilzunehmen haben. Ihre Mitwirkung sei besonders deshalb wünschenswert, weil einige Gutsbesitzer die Erträge ihrer Krüge sichtlich zu hoch angegeben hätten.
10. Jan. Unter dem Namen „Rigas Garigais Wehstnefis“ beginnt eine von dem Priester Peter Dahw in Riga herausgegebene orthodoxe religiös-moralische Monatschrift zu erscheinen. Nach dem vom „Regierungsanzeiger“ publizierten Programm darf das Blatt neben obrigkeitlichen und kirchlichen Anzeigen, Erzählungen aus dem Leben der Heiligen, kirchenhistorische Artikel und Nekrologe hervorragender Persönlichkeiten der russischen Kirche bringen, ferner Berichte und Korrespondenzen über Wunder u. a. kirchliche Ange-

legenheiten. Auch das wirtschaftliche und politische Leben des In- und Auslandes darf kurz behandelt werden.

10. Jan. Riga. Die Allerhöchste Genehmigung zum Uebergang der Esplanade aus der Verwaltung des Kriegsministeriums in die Disposition der Stadt wird gegeben. Auf dem Platz soll ein Museum und die Kommerzschnle des Börsenkomitäs gebaut werden, der Rest erhält Gartenanlagen und einen Paradeplatz.
11. Jan. In Livland sind die Gemeinden Tuhhalane und Willust im Fellinschen Kreise und die Gemeinden Großdohn und Kuffen im Wendenschen Kreise durch Verfügungen der livländischen Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten in je eine verschmolzen worden. Die Kuffensche Gemeinde war bereits früher mit der Lohdenhoffschen vereinigt worden. Gegen die gleichfalls vollzogene Vereinigung der Gemeinden Alt-Suislep und Worrofüll (beides Kronsgüter) im Fellinschen Kreise hat die Worrofüllsche Gemeinde, nach Angabe der „Sakala“, beim Ministerium des Innern Protest eingelegt. (Vergl. Balt. Chr. I, 151.)
12. Jan. Arensburg. Die Stadtverordnetenwahlen verlaufen friedlich und sichern eine Verwaltung der Stadt auf der bisherigen Grundlage. Von den 32 neugewählten Stadtverordneten haben 18 bereits in der abgelaufenen Wahlperiode der Versammlung angehört.
13. Jan. Die Baltische Bratschno hält in Petersburg unter dem Vorsitz Galkin-Wraffois eine von ca. 40 Bratschniks besuchte Generalversammlung zur Bestätigung des Budgets für 1902 ab. Ausgaben und Einnahmen belanciren nach demselben mit 22,960 Rbl. 74 Kop. Bei den Wahlen wird u. A. in den Ausschuß A. S. Budilowitsch neugewählt.
- „ „ Der vom Rigaschen Bezirksgericht wegen Eröffnung einer „unkonfessionirten Schule“ zu 25 Rbl. Strafe und zum Schließen der „Schule“ verurteilte Buchhändler G. Rudolff in Walk (Balt. Chr. V, 16) wird vom St. Petersburger Appellhof freigesprochen.
14. Jan. Die Sekretäre der Gouvernementsbehörden für städtische Angelegenheiten in Livland Tschulkow und in Estland Feré, und der kurländische Regierungsrat Fermor werden zu beständigen Gliedern der resp. Gouvernementsbehörden für städtische Angelegenheiten ernannt. Dadurch wird — nach dem Vorbild der inneren Gouvernements — der Einfluß der Regierung

in diesen Behörden derart verstärkt, daß den drei Vertretern der Selbstverwaltung: dem Landmarschall, dem Stadthaupt der Gouvernementsstadt und einem Delegirten der Stadtverordneten-Versammlung der letzteren, fünf Vertreter der Regierung gegenüberstehen: der Gouverneur, der Vizegouverneur, der Chef des Kameralhofs, der Procureur des Bezirksgerichts und das beständige Glied.

14. Jan. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, die Regierung um die Uebernahme der Kosten des Unterhalts der Stadtpolizei auf die Krone zu ersuchen. Diese Kosten betragen jährlich 280,924 Rbl., d. h. 98 Kop. pro Kopf der Bevölkerung (während in Petersburg 69 Kop., Moskau 80, Odeffa 70, Kiew 74 Kop. auf den Kopf kommen). Motivirt wird dieses Gesuch durch die finanzielle Lage der Stadt. Notwendige große Unternehmungen, wie die Wasserversorgung, Kanalisation, öffentliche Bauten, Pflasterungsarbeiten, Elektrizitätswerk u. A. erfordern einen außerordentlichen Aufwand von 18 Mill. Rbl., zu deren Verrentung und Amortisation etwa 1 Mill. jährlich nötig wäre. Die erhofften Erträge einiger der geplanten Unternehmungen werden nicht im Entferntesten diese Summe decken können, und durch die einzige noch zulässige Erhöhung der bestehenden Steuerfüße, bei der Immobilien- und Pferdesteuer, würde sich das städtische Einkommen auch nur um 120,000 Rbl. erhöhen, daher kann die Stadt nur durch die in Frage stehende Entlastung hoffen, den unabweislichen Anforderungen des nächsten Dezenniums zu entsprechen. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß die Stadt für den Unterhalt von Kronsinstituten jährlich 397,000 Rbl. zahlt, während die Krone weit über eine Million an Steuern aus der Stadt bezieht. Endlich dient die Polizei bekanntlich nicht allein dem Sicherheitsdienste, sondern hat eine ganze Reihe gemeinschaftlicher Funktionen, die mit dem Stadtwohl direkt nichts zu thun haben.

14. Jan. Der „Reg.-Anz.“ berichtet über die Revision der Bauergesetzgebung. Ein unter Leitung des damaligen Ministergehilfen Stipjagin zusammengestellter Fragebogen wurde 1894 den Gouverneuren zur Beratung in Konferenzen mit Vertretern der örtlichen Verwaltung und anderen Personen, die durch ihre Kenntnisse der Sache nützlich sein könnten, zugesandt. Die eingelaufenen Gutachten wurden 1896 und 1897 herausgegeben; die

begonnene Verarbeitung dieser Materialien in der Zentralverwaltung des Ministeriums des Innern wurde aber bald eingestellt und im Jahre 1900 auf den Vorschlag des Ministers des Innern, Espjagin, Allerhöchst verfügt, die Revision der Bauergesetzgebung derart weiterzuführen, daß nur die Bestimmungen der Bauergesetzgebung, deren Mängel die Erfahrung gezeigt hat, geändert werden sollten, und zwar in Weiterentwicklung der Bestimmungen vom 19. Februar 1861. Zunächst entwerfen Beamte der Zentralverwaltung des Ministeriums des Innern in vier Sektionen — a) für die kommunale Bauerverwaltung; b) für die Nutzung des Ackerlandes und die bürgerlichen Rechte der Dorfbewohner; c) für die kommunale Wirtschaft der Bauern und d) für das Gemeindegericht — Programme zu den einzelnen Teilen der Gesetzgebung, die nach Bestätigung durch den Minister des Innern als Grundlage für die entsprechenden Gesetzentwürfe dienen. Die Programme und Gesetzentwürfe werden von einer besonderen Redaktionskommission geprüft, dann einem Rat beim Ministerium des Innern unter dem Vorsitz des Ministers unterbreitet; endlich gelangen sie nach Uebereinkunft mit den zuständigen Ressorts an den Reichsrat und zur Allerhöchsten Begutachtung. Ueber den Gang der Arbeiten in den Sektionen, der Redaktionskommission und dem Rat ist dem Kaiser nach Ablauf jedes Halbjahrs, angefangen vom 1. Januar 1902, zu berichten.

15. Jan. Die Januar-Konferenz der Pastoren des Bistums (Dorpat) Sprengels wird von ca. 30 Teilnehmern besucht. Hervorzuheben ist ein Vortrag des Missionsdirektors von Schwarz aus Leipzig über Berechtigung und Notwendigkeit der Behandlung der Missionswissenschaft als einer besonderen theologischen Disziplin.
- „ „ Eröffnung der internationalen Ausstellung für Fischerei und Fischzucht in St. Petersburg, auf der die baltische Fischzucht neben der finländischen den Ehrenplatz unter den russischen Ausstellern einnimmt. Als besonders umfangreich und wertvoll werden die Vitrinen der Livländischen Abteilung der Kaiserlichen Russischen Gesellschaft für Fischzucht und Fischfang, angeordnet vom Sekretär der Gesellschaft M. von Zur-Mühlen, und des Herrn A. Kirsch zu Alt-Salis bezeichnet, ferner die der kurländischen Abteilung der genannten Gesellschaft und der Reichswirtschaften von Baron Stael v. Holstein-Neu-Angen, Baron Fircks-Lesten, Baron Manteuffel-Ragdangen und v. Borellius-Ligutten.
- „ „ Dem livländischen Gouvernements-Mäßigkeitskuratorium sind von der Hauptverwaltung der indirekten Steuern und

des Kronen-Getränkerverkaufs für 1902 nur 20,000 Rbl. angewiesen worden, um 10,000 Rbl. weniger als im vorigen Jahre und um etwa 40,000 Rbl. weniger, als das Kuratorium zu erbitten beabsichtigte.

Wie die „Düna-Ztg.“ hört, motivirt die Hauptverwaltung die Herabsetzung der Bewilligung damit, daß die Einnahmen von den örtlichen Institutionen des Kuratoriums zu geringfügig wären. — Es wird in der That beobachtet, daß die Unternehmungen der Mäßigkeitskuratorien selten das Publikum zu interessiren vermögen.

16. Jan. Talsen. Bei den Stadtverordnetenwahlen werden fünf frühere Stadtverordnete nicht wiedergewählt. Von den 14 Gewählten sind 10 Letten, 4 Deutsche.
17. Jan. Die Verpflichtung der hohen Krone, in Livland Holzmaterialien für die Poststationen und für andere Landschaftsbedürfnisse, wie für die Remonte der Kirchspielsgebäude, Instandhaltung der Wege, Bau und Reparatur der Brücken zc. von denjenigen Kronsgütern herzugeben, deren Kulturländereien der orthodoxen Geistlichkeit zur Nutzung oder den Bauern auf dem Wege der Parzellirung überlassen worden sind, — eine vielumstrittene Verpflichtung — ist, wie durch den „Fell. Anz.“ bekannt wird, durch einen Ukas des Dirigirenden Senats vom 31. Juli 1901 sub Nr. 6617 prinzipiell anerkannt worden.
20. Jan. Der emeritirte Professor der praktischen Theologie, Dr. Ferdinand Hörschelmann † in Dorpat (Jurjew).
21. Jan. Die Rappinsche Gemeindeverwaltung hatte durch zwei Delegirte bei dem Kurator des Rigaschen Lehrbezirks gegen die unrichtige Verteilung von 200 Rbl., die die Gemeinde als Subvention für die ministerielle Schule bewilligt hatte, Beschwerde geführt. Während die Gemeindeverwaltung für den evang.-lutherischen Religionslehrer 150 Rbl. und für den orthodoxen Priester 50 Rbl. bestimmt hatte, waren von der Schulverwaltung jedem je 100 Rbl. zugewiesen worden. Ueberdies war ein griechisch-orthodoxer Schulleiter eingesetzt worden, obwohl bei Gründung der Schule ausbedungen war, daß der Schulleiter evang.-lutherischen Bekenntnisses sein müsse, so lange die Schule von mehr evang.-lutherischen, als von griechisch-orthodoxen Kindern besucht werde (vergl. Balt. Chr. vom 21. Sept. 1901).



Washington = Licht !!!

— Unerreichte Helligkeit! Billigster Betrieb! —

Eine Lampe von 500 Gesnerkerzen verbraucht in
der Stunde $\frac{3}{8}$ Pfund Petroleum = 1,8 Kop.

Stets im Betriebe bei uns zu besichtigen.

Neueste amerikanische
Petroleum = Oefen,
vollständig geruchlos.

Dauerbrand = Oefen
für Anthracit und Coaks — verbrennen bei schwächstem Betrieb
 $\frac{1}{4}$ Pud Coaks in 24 Stunden.

Gas-, Koch- und Heizapparate
für alle Zwecke.

Reichhaltiges Lager.

Langensiepen & Co., Riga,

gr. Königstr. Nr. 32.

Telegramme: Langensiepen - Riga. — Telephon Nr. 548.

J. G. Cottajche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Stuttgart und Berlin.

Soeben erschienen :

Die Stillen im Lande.

Drei Erzählungen aus dem Winkel

von

Carl Worms.

==== Heftet M. 3. — In Leinen gebunden M. 4. ====

Der „Winkel“, aus dem die drei neuen Stücke des geistvollen Erzählers herkommen, ist in weltfremden Orten Kurlands zu suchen, in denen der Verfasser mit seinem reichen Empfangungsleben zu Hause ist. Kleine verborgene Existenzen, in denen doch eine Welt sich spiegelt, das sind die „Stillen im Lande“. Ihnen gewinnt Carl Worms die reizvollen Bilder voll Ernst und Schalkhaftigkeit ab, die in diesem Buche sich darstellen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

PL 51 50,5

Die Gesellschaft der Landwirthe

„Selbsthilfe“

Riga, Wallstraße 2
empfiehlt ihr reichhaltiges

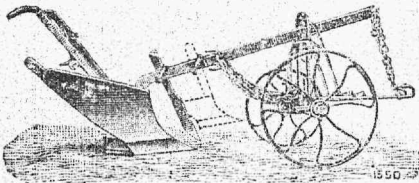
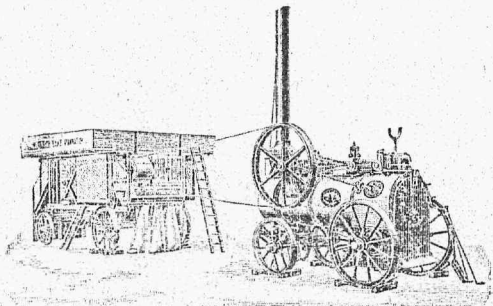
Waarenlager für alle Bedürfnisse der Landwirthschaft,
im Speziellen:

Maschinen

und

Ackergeräthe.

Locomobilen u. Dreschmaschinen,
Gras- u. Getreidemäher, Garben-
binder,
Sämaschinen u. Düngerstreuer,
Pferderechen, Putzmaschinen,
Häckselmaschinen, Waagen,
Treibriemen 2c. 2c.



Pflüge, Cultivatore, Wieseneggen,
Zickzackeggen, Federeggen, Walzen,
Pferdeschaukeln 2c. 2c.

Düngemittel.

Superphosphat
Knochenmehl
Thomasmehl
Kainit u. a. Kalijalze
Chilifalpete
Schwefelsaures Ammoniak.

Kraftfuttermittel.

Cocoskuchen
Sonnenblumkuchen
Sesamkuchen
Hanf- u. Leinkuchen
Trockentreber
Weizenkleie u. Malzkeime.

Klee- und Grassaaten.

Molkerei-Maschinen und -Utenfilien.

Perfect-Centrifugen

von Burmeister & Wain.

Buttermaschinen, Butterknetter,
Aufrahmgefäße aus Stahlblech
2c. 2c.

Einrichtung von Radiator-Weiercien.

Butter-Export nach England.

